Zeitschrift der
Barmherzigen Schwestern
vom heiligen Kreuz
Institut Ingenbohl
CH-6440 Brunnen

130. Jahrgang Nr. 1/2015

Theodosia

1/2015

Redaktionsteam:

Schwester Christiane Jungo
Schwester Edelgund Kuhn
Schwester Anna Affolter
Schwester Lucila Zovac
Schwester Elsit J. Ampattu

Adresse:

christiane.jungo@kloster-ingenbohl.ch

Druck:

Druckerei Triner AG
6430 Schwyz

Umschlag:

Schwester Gielia Degonda

Inhalt

Bild 4

Editorial 5
Sr. Christiane Jungo

Dialogisch leben, Teil 2 7
Prof. Dr. Walter Schaupp, Graz

Anregung zur Arbeit mit dem Text 20
Sr. Zoe Maria Isenring, Sr. Tobia Rüttimann, Ingenbohl
Sr. Christiane Jungo

Unser Dank begleitet euch 22
Sr. Marija Brizar, Ingenbohl
Interviews mit Sr. Carol Crosby und Sr. Tessy Churanadu

Amtsbeginn der neuen Generalleitung 27
Predigt P. Emmeram Stacheder OFM, Ingenbohl

«Allmählich wird alles in Ordnung kommen» 33
Die letzten Stationen im Leben von P. Theodosius Florentini
Sr. Zoe Maria Isenring, Ingenbohl

Barmherzige Schwestern vom heiligen Kreuz auf den Landstrassen Kenias 42
Neue Mission in Kenia
Sr. Tessy Churanadu, Ingenbohl

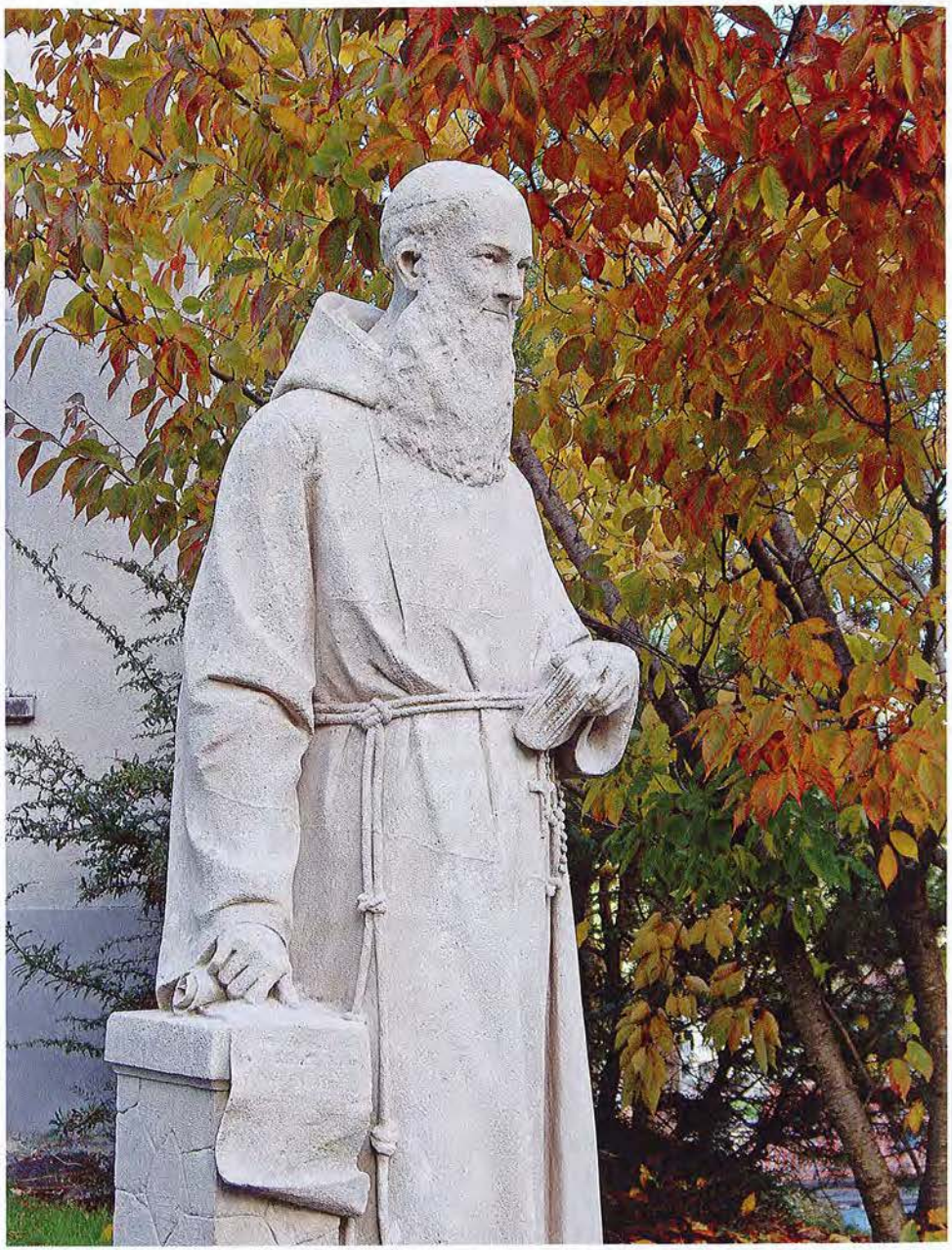
«Die Vergebung ist die grösste Sache im Leben» 43
Pastoralarbeit mit Gefangenen in der Slowakei
Sr. Terézia Benedikta Majerčáková, Trnava, Provinz Slowakei

Einsatz und Erfahrungen in Haiti 46
Sr. Maria Quirino de Moura, Rio de Janeiro, Vikariat Brasilien

Kurznachrichten aus Provinzen und Vikariaten 49
Provinz Slowakei

Mitteilungen 50

Verstorbene Schwestern im Jahr 2014 51



Theodosius-Statue in Ingenbohl, geschaffen zum 100. Geburtstag 1908

Editorial

«Dialogisch leben.» Je mehr wir uns in dieses Thema vertiefen, desto mehr erkennen wir, wie grundlegend es im Kleinen und Grossen, im religiösen und zwischenmenschlichen Leben ist. Die «Theodosia» bringt den 2. Teil des Referates von Prof. Dr. Walter Schaupp am Generalkapitel 2014: «Dialogisch leben.»
Im Anschluss daran folgt eine «Anregung zur Arbeit mit dem Text.» Sr. Zoe Maria Isenring und Sr. Tobia Rüttimann haben sie erarbeitet und damit einen Reflexionstag gestaltet mit Schwestern der Mutterprovinz.

Im Laufe des Monats Januar nehmen Sr. Carol Crosby und Sr. Tessy Churanadu Abschied vom Mutterhaus. Nach 18- und 12-jähriger Tätigkeit in der Generalleitung dankt ihnen Sr. Marja Brizar für ihren engagierten Dienst an der Gesamtkongregation: «Unser Dank begleitet euch.» – Kurz vor ihrer Abreise teilen die beiden Schwestern mit uns einige Erfahrungen in Form eines kleinen Interviews.

Am Generalkapitel 2014 wurde die Generalleitung für die nächsten sechs Jahre gewählt. Mit Texten aus der Liturgie möchten wir alle Schwestern am Festtag teilhaben lassen: «Amtsbeginn der neuen Generalleitung am Fest der Taufe Jesu.»

Anlässlich des Generalkapitels sind die Kapitularinnen auf dem traditionellen Ausflug bewusst den letzten Stationen im Leben von P. Theodosius nachgegangen. Sr. Zoe Maria Isenring hat unterwegs zu den einzelnen Orten die Geschehnisse in Erinnerung gerufen. Für die «Theodosia» hat sie den Text etwas erweitert unter dem Titel «Allmählich wird alles in Ordnung kommen – Die letzten Stationen im Leben von P. Theodosius Florentini».

Am 11. Februar werden zwei Schwestern aus dem Vikariat Uganda in ihrem Nachbarland Kenia eine neue Niederlassung und Aufgabe übernehmen. Sr. Tessy Churanadu teilt mit uns die Freude: «Barmherzige Schwestern vom heiligen Kreuz auf den Landstrassen Kenias – Neue Mission in Kenia.»

Schwestern der Provinz Slowakei beteiligen sich freiwillig an der Pastoralarbeit mit Gefangenen. Sr. Terézia Benedikta Majerčáková berichtet davon in: «Die Vergebung ist die grösste Sache im Leben.» (Sr. Zedenka)

Im Januar 2010 hat bekanntlich ein starkes Erdbeben Teile von Haiti zerstört, viele Menschen in den Tod gerissen und die Überlebenden in unbeschreiblicher Not hin-

terlassen. Sr. Maria Quirino de Moura aus dem Vikariat Brasilien hat dort zwei Monate mitgearbeitet und mitgelitten: «Einsatz und Erfahrungen in Haiti.»

Die Provinz Slowakei kennt Zusammenkünfte mit Eltern und Geschwistern. Unter «Kurznachrichten aus Provinzen und Vikariaten» erfahren wir von Sr. Maria Terezia Dobrovičová vom letztjährigen «Treffen mit den Angehörigen in der Hohen Tatra.»

Von der Generalleitung erhalten wir «Mitteilungen» über bevorstehende Visitationen und eine kleine personelle Statistik zum Jahr 2014.

Jeweils die 1. Nummer eines neuen Jahres führt die zahlreichen verstorbenen Schwestern des vergangenen Jahres auf. Der Tod konnte uns zwar von ihnen trennen, aber er kann das nicht nehmen, was uns miteinander verbindet.

Sr. Christiane Jungo

«Dialogisch leben»

Prof. Dr. Walter Schaupp, Karl-Franzens-Universität, Graz, Teil 2

3. Impulse zum Dialog in der Gemeinschaft

Ich möchte meine Ausführungen zum Thema «Dialog in der Gemeinschaft», wo es nun um Gespräch und Kommunikation innerhalb der Ordensgemeinschaft geht, mit zwei aktuellen Philosophen beginnen, die beide breite Resonanz gefunden haben und deren Philosophie eine grosse Nähe zu unserem heutigen Thema hat.

3.1. Diskursvoraussetzungen nach Jürgen Habermas

Bei dem ersten Philosophen handelt es sich um Jürgen Habermas. Seine gesamte Philosophie und Soziologie entfaltet sich von der *Idee zwischenmenschlicher Kommunikation* («kommunikatives Handeln»). Mit einem anderen Menschen sprachlich im vollen Sinn des Wortes zu kommunizieren, ist nach Habermas nur möglich, wenn die beiden beteiligten Partner einander als gleichberechtigte Subjekte der Sprache, als sprachfähige Wesen anerkennen. Diese wechselweise Unterstellung menschlicher Subjektivität kann unterdrückt werden, sie ist aber immer vorhanden.
In seiner *Diskursethik* will Habermas auf die Frage eine Antwort geben, wie in einer pluralen Welt noch gemeinsame moralische Normen gefunden werden können. Seine Antwort lautet, dass Menschen in einen argumentativen Diskurs über strittige Normen eintreten müssen und dass letztlich jene Normen Geltung haben, über welche sich in einem solchen Diskurs ein «vernünftiger Konsens» einstellt. Geltung hat dasjenige, dem alle beteiligten Subjekte zustimmen können. Eine solche Ethik vermag zwar nicht mehr inhaltliche Antworten zu geben (diese müssen jeweils im konkreten Diskurs gefunden werden), sie stellt aber sehr wohl strikte Forderungen auf an einen solchen Diskurs, die so genannten «Diskursbedingungen». Sie lauten im Wesentlichen:

1. Jeder, der von einer strittigen Frage persönlich betroffen ist, hat das *Recht, an dem Diskurs* teilzunehmen – niemand darf ausgeschlossen werden.
2. Jeder darf *jede beliebige Behauptung aufstellen* – es dürfen keine Themen oder Fragen von vornherein ausgeschlossen werden.
3. Jeder darf jede *Behauptung problematisieren* und versuchen, sie argumentativ zu entkräften (Recht auf vernunftbasierte Kritik).
4. Der Diskurs muss *herrschaftsfrei* erfolgen. In der Auseinandersetzung darf nur der «zwanglose Zwang» des besseren Arguments entscheidend sein, nicht aber gesellschaftliche Machtpositionen und Autorität.
5. Jeder Teilnehmer muss sich auf *Wahrhaftigkeit* verpflichten (jeder

darf nur das behaupten, was er selbst glaubt).

6. Dort, wo keine idealen Diskursbedingungen gegeben sind, besteht die erste moralische Pflicht darin, solche herzustellen.

Auch wenn zu Recht immer wieder betont wird, dass die Kirche keine Demokratie ist, lässt sich von Habermas doch lernen, dass ein echter Dialog, gerade auch einer über strittige und schwierige Fragen, nur möglich ist, wenn die Beteiligten einander in ihrer gleichen Würde als menschliche Subjekte anerkennen. Befehle und reine Vollzugsmeldungen des Gehorchenden sind in diesem Sinn keine Kommunikation zwischen menschlichen Subjekten im vollen Sinn des Wortes. Ein echter Dialog muss die Freiheit bieten, dass alles gesagt werden kann, was zu sagen ist; alle haben die Pflicht, auf die Sache selbst zu hören und dabei nicht auf die Person Rücksicht zu nehmen, die etwas sagt. Vorschläge und Gedankengänge dürfen nicht einfach durch autoritäre Eingriffe abgewürgt werden.

3.2. Die Unverfügbarkeit des Anderen (Emanuel Levinas; 1906 Litauen – 1995 Paris)

Als zweiten Denker möchte ich Emauel Levinas vorstellen, der 1906 in Litauen geboren wurde, sein Leben aber in Paris verbrachte und dort auch 1995 gestorben ist. Emanuel Levinas ist Jude und gilt als der «Denker des Anderen». Im Zentrum seines Denkens stehen nicht Gespräch und Dialog, sondern die *Begegnung mit dem Anderen* als ursprünglichste Form zwischenmenschlicher Kommunikation. Levinas will herausarbeiten, dass die Urerfahrung zwischenmenschlicher Begegnung darin besteht, dass mich der «Andere» in einer Begegnung in Anspruch nimmt und in eine Verantwortung für ihn ruft. Es ist das «Antlitz» des anderen, das mir gegenübertritt und das mich zwingt, darauf zu reagieren. Von hier aus kritisiert Levinas im Übrigen die Vorrangstellung des «Ich» in der gesamten westlichen Subjektphilosophie und entwickelt eine Philosophie vom Anderen her.

Der Andere ist nicht nur derjenige, der mir schon immer voraus ist und der mich in Anspruch nimmt, sondern er bleibt für mich auch prinzipiell unausschöpflich; er bleibt ein Geheimnis, das sich nie adäquat durch mein Denken und meine Vorstellung von ihm einholen lässt. An dieser Stelle wendet Levinas den Inhalt des alttestamentlichen Bilderverbots, das ja auf das Verbot einer Darstellung Jahwes bezogen ist, auf den Menschen, den «Anderen» an: So wie man sich von dem transzendenten Gott kein Bild machen kann und darf, so dürfen auch wir uns kein «Bild» von dem «Anderen» machen.

Im Gegensatz zu den Diskursregeln von Habermas, die versuchen, einen offenen, fairen und vernünftigen Diskurs zu sichern, werden bei Levinas Bedingungen für das Gelingen der zwischenmenschlichen Kommunikation auf einer ganz anderen Ebene berührt: Ehrfurcht vor dem Anderen, das Wissen um eine letzte Unverfügbarkeit jedes Menschen, die Gefahr, sich allzu rasch ein Bild vom anderen zu machen, das dann verhindert, ihm wirklich als dem zu begegnen, der er von sich aus ist; das Faktum, dass wir andere letztlich vergewaltigen, wenn wir nicht bereit sind, unsere Erfahrungen und Vorstellungen immer wieder korrigieren zu lassen.

Konsequenzen für das Leben in Gemeinschaft

Versucht man aus diesen Impulsen Anregungen für den richtigen Umgang und für eine geglückte Kommunikation miteinander in einer Gemeinschaft abzuleiten, so liesse sich Folgendes sagen:

1. Es braucht eine *Sensibilität für «Exklusionen»*, d. h. für Mechanismen des Ausschlusses aus der Kommunikation und aus dem Dialog. – Dieser Ausschluss kann sowohl Personen, er kann aber auch bestimmte Themen betreffen.
2. Es braucht eine *Sensibilität für entwürdigende und demütigende Formen der Kommunikation.* Habermas betont, dass ein echtes Gespräch nur zwischen Individuen möglich ist, die einander in ihrer Subjekthaftigkeit wahrnehmen, d. h. in ihrer Freiheit und Würde; Thomas von Aquin schon hatte betont, dass «Freundschaftsliebe», eine bestimmte Form der Liebe, die wohl am ehesten auf das Verhältnis der Mitglieder einer Ordensgemeinschaft untereinander zutrifft, einen Austausch unter zwei Gleichen voraussetzt.
3. Sensibilität dafür, dass wir immer in Versuchung sind, uns ein bestimmtes «Bild» vom anderen zu machen, d. h. in der Vorstellung zu leben, ohnehin zu wissen, wie er ist oder wie er denkt. Solche Stereotypen, verunmöglichen echte Begegnung, Wachstum und Veränderung in der Beziehung. Wie im jahrelangen Zusammenleben in der Ehe so muss man sich auch im Ordensleben einen prinzipiellen Respekt vor der Unauslotbarkeit des Anderen bewahren. Jeder und jede hat eine Tiefe, die wir nie völlig zu verstehen oder auszuloten vermögen. Jeder und jede ist ein Geheimnis, das sich nur dann wirklich öffnet, wenn man ihn/sie *liebt* und *Verantwortung* für ihn/sie übernimmt.

3.3. Geschwisterliche Liebe

Die hier gemachten Anmerkungen (Gleichheit und unbedingter Respekt vor der Unverfügbarkeit des Anderen) bekommen eine noch schärfere Kontur vor dem Hintergrund der Tatsache, dass der

christliche Liebesbegriff, der ja seit Beginn das inspirierende Ideal nicht nur des allgemeinen christlichen Lebens, sondern auch des Ordenslebens gewesen ist, in der Tradition dazu tendierte, nur *vertikal* gedacht zu werden: Christliches Leben als Vervollkommnung der Liebe entweder als *aufsteigende und hingebende Liebe zu einem unendlichen Gott über mir,* oder aber als *absteigende Liebe zu den Armen und Bedürftigen unter mir* in Nachahmung der Liebe Christi zu den Menschen.[1] In beiden Beziehungen gibt es eine fundamentale Asymmetrie, die den konkreten Vollzugscharakter der Liebe mit bestimmt. – Die Liebe zwischen *Gleichen* jedoch, also Liebe im Rahmen einer *egalitären* beziehung, wo Menschen sich wechselweise in ihren Anliegen respektieren und achten müssen und wo keiner von Beiden allein der Gebende oder allein der Empfangende ist, wurde in der Tradition wenig bedacht. Diese Form einer, so könnte man sagen, wahrhaft *geschwisterlichen* Liebe zu lernen, stellt in meinen Augen eine der zentralen gegenwärtigen Herausforderungen für die Kirche dar. Sie und nicht einfach «Demokratisierung» ist dasjenige, was in Ablöse des alten hierarchischen Modells heute zu verwirklichen ist. Sie konkret zu leben, bedeutet eine ganz neue Herausforderung für wechselweise Toleranz und für wechselweisen Respekt.

Da das Ideal der Gleichheit in der heutigen Gesellschaft so tief verankert ist, werden wir der Welt nur über diese Form der Liebe ein wirkliches Zeugnis der Liebe Gottes geben können, nicht jedoch über eine hierarchisch strukturierte Idee von Liebe, die entweder in blindem Gehorsam nach oben oder aber in barmherziger Liebe nach unten aufgeht. Konkret bedeutet das, dass die «Welt» auf uns schaut, wie wir als Glaubende mit Differenzen und Konflikten umgehen, ohne dabei die Würde und die Rechte der einzelnen Personen zu verletzen.

3.4. Dialog und die Suche nach Intimität

Es gibt beim heutigen Menschen eine neue Suche nach Intimität, d. h. nach der Erfahrung emotionaler Nähe und der Erfahrung von Angenommensein und Bejahung. Diese Suche nach Intimität bestimmt heute vor allem die sexuellen Verhältnisse. Nach Auskunft vieler Sexualforscher soll Sexualität heute vor allem Intimität zwischen Menschen herstellen: Man möchte über die körperlich-sexuelle Begegnung einem anderen Menschen emotional nahe kommen, man möchte *unverhüllt* und *unverstellt* vor ihm sein können und sich von ihm emotional verstanden und angenommen fühlen.

Dieses Bedürfnis ist ein sehr tiefes und lebt in jedem von uns, und es ist auch präsent in den Beziehungen und in den Begegnungen innerhalb einer Ordensgemeinschaft. Junge Menschen, die in eine Ordensgemeinschaft kommen, erwarten sich, dass sie hier, auch wenn sie auf gelebte Sexualität verzichten, Intimität erleben können: die Nähe zu Menschen und das Angenommen-Sein durch sie.

Mit unserem Thema «Dialogisch leben» hat dies insofern zu tun, als die Sprache für uns nicht nur das Medium für den von Habermas beschriebenen, argumentativen Diskurs ist, sondern es auch das Gespräch gibt, das Intimität entstehen lässt und sie vermittelt – ganz unabhängig von Sexualität. Ich meine damit, dass es immer wieder bestimmte geglückte Situationen gibt, wo es gelingt, sich vor einem anderen zu öffnen, über sich selbst zu sprechen und sein Innerstes mitzuteilen. Menschen haben eine Sehnsucht danach und wohl auch ein Recht, dass dies in einem menschlichen Leben möglich wird.

Diese Erfahrung geglückter Intimität führt leicht dazu, dass man sie immer wieder herstellen will, dass man sich aneinander klammert, weil man diese Erfahrung festhalten will und nicht wieder loslassen kann. Sie kann, wie eine geglückte sexuelle Erfahrung, zu einer starken Bindung, ja zu Besitzansprüchen führen, zu einem Festklammern am Anderen. Sie kann auch dazu führen, dass man sich anderen zu stark zumutet; zu einer Belastung wird.

Nun besteht das Ziel eines ehelosen Lebens, d. h. eines Lebens unter den evangelischen Räten, sicherlich auch darin, diese Intimität *in der Beziehung mit Gott* zu erleben; Gott zu einem realen «DU» werden zu lassen, vor dem man sich unverstellt äussern kann und geborgen fühlt. Trotzdem wird man über eine «dialogische Existenz», gerade auch im Ordensleben, nicht nachdenken können, ohne über diese Form des Gesprächs zwischen Menschen nachzudenken. Ich vermute, dass die Jünger und Jüngerinnen Jesu in dessen Intention auch dazu da sind, einander diese Nähe und Geborgenheit zu vermitteln: so wie Jesus sie offensichtlich seinen Jüngern vermittelt hat. Deshalb gilt es darüber nachzudenken, wo ein solches «tiefes» Gespräch möglich wird; ob es, überhaupt möglich wird; und wie man damit umgeht. Wir sollen uns als Schwestern und Brüder möglichst unverhüllt und unverstellt begegnen; wir sollen keine Angst haben, über unsere inneren Nöte zu sprechen – in Respekt und in Mitgefühl und in echter Liebe; ohne falsche Besitzansprüche. Es ist wohl eine Fehlentwicklung der Kirchen- und Ordensgeschichte, allein die Beichte und die geistliche Begleitung als den

1 Auch innerhalb der Ehe wurde Liebe in Anschluss an Epheser 5 hierarchisch konzipiert: als aufsteigende Liebe der Frau zu ihrem Mann als ihr «Haupt» und als absteigende Liebe des Mannes zu seiner Frau in Analogie der Liebe Christi zu seiner Kirche.

Ort anzusehen, wo man über das eigene Innere sprechen kann. Wir sind vielmehr als Glaubende und als Suchende einander als Weggefährten/-innen gegeben; als Menschen, die einander streckenweise tragen, wenn der Weg zu mühsam wird.

3.5. Dialogischer Gehorsam

Ich möchte die Bedeutung einer dialogischen Existenz für jede religiöse Gemeinschaft nochmals von einer anderen Seite beleuchten, und zwar von der Funktion des klassischen Gehorsamsideals her. Gehorsam ist zugleich einer der drei evangelischen Räte, wie auch allgemein eine zentrale christliche Tugend (gewesen). Als solche konnte er, erstaunlicherweise, auch als die Mutter aller anderen Tugenden bezeichnet werden. Das klassische Gehorsamsideal, wie es etwa Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gültig war, zielte bekanntlich auf einen unbedingten, kompromisslosen Gehorsam, der sich in der Kirche auf zwei Ebenen, in zwei Dimensionen realisierte:

a) als Gehorsam jedes Getauften Bischöfen und Papst gegenüber;
b) als Gehorsam in der Ordensgemeinschaft den Oberen und Oberinnen gegenüber.

Für die Begründung dieses radikalen Gehorsams spielten theologisch zwei Gründe eine zentrale Rolle. Erstens die Vorstellung, dass Gott bzw. Christus durch Papst und Bischöfe bzw. durch die Oberen in der Gemeinschaft zu uns spricht und wir so den Willen Gottes am klarsten zu erkennen vermögen. Zweitens der Hinweis auf die Begrenztheit der eigenen Erkenntnisfähigkeit und auf die egoistische Selbstverfangenheit unseres Willens. Vollkommener Gehorsam wird so zum Königsweg, den Willen Gottes für das eigene Leben klar zu erkennen und zu einem Heilmittel für unsere gefallene, egoistische Natur.

Bekanntlich ist dieses Gehorsamsideal im Zusammenhang mit dem Vatikanum II zusammengebrochen, und zwar in der Kirche allgemein wie auch in den Ordensgemeinschaften. Kurz zusammengefasst wurde es sowohl ekklesiologisch wie auch ordenstheologisch ersetzt durch die Idee eines Gehorsams als *wechselseitiges aufeinander Hören in der Kirche und innerhalb der Gemeinschaft,* um so den Willen Gottes zu entdecken.

Die theologische Legitimation dafür findet sich wiederum in der Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums, welches das klassische, streng hierarchische Kirchenbild durch eine *Communio-Ekklesiologie* ersetzt/ergänzt hat, das einerseits den Aspekt des geschwisterlichen Miteinanders im Volk Gottes betont, andererseits wieder die Tatsache würdigt, dass *jeder* Christ aufgrund seiner Taufe mit dem übernatürlichen Glaubenssinn (sensus fidei) ausgestattet ist. An dem grossen Gespräch Gottes mit seiner Kirche, von dem in LG 8 die Rede ist *(«So ist Gott, der einst gesprochen hat, ohne Unterlass im Gespräch mit der Braut seines geliebten Sohnes, und der Heilige Geist, durch den die lebendige Stimme des Evangeliums in der Kirche und durch sie in der Welt widerhallt, führt die Gläubigen in alle Wahrheit ein und lässt das Wort Christi in Überfülle unter ihnen wohnen»)* sind alle Christinnen und Christen in der Kirche beteiligt.

Dadurch wird erstens die Frage der Treue zur Wahrheit Jesu Christi und – für Ordensgemeinschaften – zum eigenen Charisma zur Frage einer gelungenen innerkirchlichen bzw. innergemeinschaftlichen Kommunikation. Was Gott von uns will, liegt nicht mehr so eindeutig auf der Hand wie früher in Form der Stimme des Papstes oder des Oberen/der Oberin, sondern es muss in einem kommunikativen Prozess, der vom Willen zu einer Unterscheidung der Geister getragen ist, ans Licht kommen. Alle Einzelanschauungen und Einzelmeinungen müssen sich diesem Ziel einer gemeinsamen Wahrheitsfindung unterordnen.

Zweitens darf der Abbau der klassischen hierarchischen Strukturen in der Kirche und in den Ordensgemeinschaften nicht zur ungebremsten Freisetzung von Individualismus und Egoismus in der Gemeinschaft führen. Die klassische Diagnose, dass unsere Erkenntnis immer begrenzt und unser Wille egoistisch verkrümmt ist, trifft ja nach wie vor zu. Das Bemühen, sich daraus zu befreien, kann sich allerdings nicht länger in einen bedingungslosen Gehorsam den Oberen gegenüber kanalisieren, sondern muss zur Bereitschaft führen, sich innerhalb einer geschwisterlichen Gemeinschaft *wechselweise korrigieren* zu lassen. So wie vor dem Konzil unermüdlich betont wurde, dass in der Stimme der Oberin mir Christus selbst gegenüber tritt, braucht es nun den Glauben, dass die oft so schwierige «Stimme» des Mitbruders bzw. der Mitschwester für mich eine heilsame Herausforderung sind, zu einer adäquateren Sichtweise meiner selbst, der Welt und des Willens Gottes zu gelangen.

Recht besehen, ist dieses neue Ideal schwieriger und anspruchsvoller als das klassische. Es ist komplexer, erfordert mehr Pluralitätstoleranz sowie konkret die Bereitschaft, Differenzen über längere Zeit auszuhalten, weil die «eine» Stimme, die «eine» Wahrheit nicht fertig auf dem Tisch liegt.[2] Aber auch wenn hier die Wahrheit viel mühsamer erschlossen werden muss, ist diese zweite Konzeption doch viel realitätsnäher und bildet die Art und Weise besser ab, wie die Kirche als grosse innerhalb der

2 Davon unberührt ist natürlich der sogenannte «funktionale» Gehorsam, wo es einfach darum geht, eine Gemeinschaft handlungsfähig zu machen.

Geschichte «unterwegs» ist, und sie lässt dem Einzelnen mehr Freiheit und Raum für Wachstum.
Zusammenfassend bedeutet all das für unser Thema: Wenn wir die Vision des Konzils von einem Gott, der in einem ununterbrochenen Gespräch mit seiner Kirche ist und einer Kirche, die über diesen beständigen Dialog mit ihrem Gott nicht nur in der Wahrheit bleibt, sondern immer mehr in die Fülle der göttlichen Wahrheit hineinwächst, und die zugleich eine Gemeinschaft von Glaubenden ist, die alle in gleicher Weise an der Würde der Gotteskindschaft partizipieren, realisieren wollen, dann müssen wir in seinem sehr anspruchsvollen Sinn dialogfähige Menschen werden. Wir müssen fähig werden, den Dialog als einen Weg zu begreifen, über den sich der Wille Gottes erschliesst; als ein Instrument, das einen gemeinsamen Raum eröffnet, in dem die tiefere Wahrheit des umfassenden Gottes sichtbar wird, der in den Herzen *aller* wohnt.

4. Dialog mit der Welt

Das Anliegen «Dialogisch leben» muss sich auch auf unser Verhältnis zur Welt beziehen und meint hier den notwendigen Dialog, das notwendige Gespräch mit der «Welt», ohne den das Leben der Kirche und das Ordensleben fruchtlos bleibt und stagniert.

4.1. Kirche und Welt: Identität und Differenz

Zunächst ist bei dieser Formulierung allerdings Vorsicht geboten. Denn genau besehen, gibt es weder die «Welt» noch die «Kirche» als abgrenzbare und homogene Grössen, die einander wie Blöcke gegenüberstehen, auch wenn dies rhetorisch oft so formuliert wird. In Wirklichkeit sind wir als Glaubende immer auch Teil der Welt: Die Kirche ist immer auch Teil der Gesellschaft und steht ihr nicht nur gegenüber; Religion ist immer auch Teil der Kultur, die sie umgibt, und beide werden davon zutiefst geprägt. Umgekehrt ist die «Welt», von der hier die Rede ist, nicht irgendwo «draussen», sondern sie ist in uns selbst als Individuen, ist Teil der eigenen Lebensgeschichte, und sie ist mitten in jeder Ordensgemeinschaft.
Trotzdem macht es Sinn, von einem notwendigen Dialog mit der Welt zu sprechen, also Kirche und christliche Existenz der Welt auch gegenüber zu stellen. Dies tut auch das Zweite Vatikanum in der Konstitution «Gaudium et Spes», die den Untertitel trägt «Die Kirche in der Welt von heute». Die Kirche als pilgerndes Gottesvolk steht der Gesellschaft und der Kultur, in der es lebt, immer auch gegenüber. Das Gottesvolk ist, wenn es seiner Sendung und Berufung treu bleibt, nie ganz deckungsgleich mit der Zeit und der Kultur, in der es lebt. Es gibt hier immer eine kritische Differenz, eine Spannung, die, wenn sie richtig erkannt und gelebt wird, ein Motor für den Fortschritt der Evangelisierung und für die Entfaltung des Reiches Gottes ist.
In diesem spannungsreichen Verhältnis besteht die grösste Herausforderung wohl darin, ein Verhältnis zur Welt zu finden, das diese einerseits nicht vollkommen «verwirft» und schlecht macht, wie dies eine Versuchung aller Religionen bzw. all jener ist, die eine «reine» Religion und einen kompromisslosen Glauben leben wollen; die sich andererseits aber ebenso wenig kritiklos anpasst. Es geht mit anderen Worten im Verhältnis zur Welt immer um das richtige Spiel von Anpassung und Widerstand. Dazu ist es notwendig, zu erkennen, *wo genau* die Kirche diese kritische Differenz zur Welt leben soll. Besser formuliert: Es geht darum, zu erspüren, wo genau das Evangelium uns in der jeweiligen Situation, in der wir leben, in eine kritische Differenz bringt. Wir werden durch das Evangelium immer wieder in diese Differenz gebracht. Die zweite grosse Herausforderung besteht darin, dass nicht immer nur die Kirche die Welt «belehrt» und diese verändert, sondern *dass die Kirche selbst sich in ihrer Begegnung mit der Welt infrage stellen und verändern lassen muss.* Das Zweite Vatikanum spricht in diesem Zusammenhang von den «Zeichen der Zeit», von Erfahrungen der Menschen in der heutigen Zeit und von gesellschaftlichen Entwicklungen, in denen Gott selbst präsent ist und die dafür unverzichtbar sind, dass die Kirche immer tiefer in die Fülle der göttlichen Wahrheit hineinwächst. Auch hier gilt: Wenn dies nicht gelingt, wird das Religiöse, wird die Kirche zu einer sterilen und fruchtlosen Sonderwelt.
All das lässt sich m. E. auch auf das Verhältnis von Ordensgemeinschaften und Welt übertragen, und diesen Anliegen dient der notwendige Dialog mit der Welt, so wie ich ihn nun näher ausführen und analysieren will.

4.2. Fremdheitserfahrungen und die Gefahr der Abwertung der Welt

Fremdheitserfahrungen
Trotz der Öffnung der Kirche der Welt gegenüber, die mit dem Zweiten Vatikanum initiiert wurde, dominieren immer wieder, und nach wie vor, «Fremdheitserfahrungen» das Verhältnis von Kirche und Welt. Gemeint sind damit Erfahrungen mit Entwicklungen und Ereignissen in der säkularen Welt, die viele Glaubende provozieren, schockieren und in ihrem Empfinden verletzen.
Ich denke dabei z. B. an Erfahrungen im Zusammenhang mit den kirchlichen Missbrauchsfällen. Das Bekanntwerden dieser Übergriffe, sowohl im Sinn sexueller Übergriffe wie auch von Gewaltanwendung und erniedrigenden Erziehungsmethoden hat eine tiefe Erschüt-

terung in der Kirche ausgelöst und zu echter Einsicht in eigene Schuld aufseiten der Bischöfe und Orden geführt. Es gibt aber auch das Gefühl, von der Gesellschaft an den Pranger gestellt worden zu sein; im eigenen Bemühen, anderen letztlich zu helfen, nicht verstanden zu werden; oft begegnet man dem Eindruck, dass die Medien die Kirche viel härter angefasst haben als andere Missbrauchstäter und -orte, d. h. als weltliche «Sünder». Manche der Vorwürfe werden von Bischöfen als überzogen und mehr oder weniger bösartig empfunden. Ich bin mir nicht sicher, ob nicht manche Bischöfe und Ordensverantwortliche es nach wie vor lieber gesehen hätten, wenn diese Fälle nicht öffentlich gemacht worden wären.
Andere Fremdheitserfahrungen gibt es im Zusammenhang mit Feminismus, der Genderfrage sowie dem Thema Homosexualität und lesbische Partnerschaften. Neben vielen Protagonistinnen des Feminismus in der Kirche gibt es nach wie vor eine grosse Skepsis dieser ganzen Bewegung gegenüber – gerade auch in spirituellen Kreisen und in den verschiedenen Erneuerungsbewegungen. Unbehagen gibt es gegenüber einer radikalen Gleichstellungspolitik, die die Bischöfe im Hinblick auf die innerkirchliche Behandlung von Frauen unter Druck bringt. Das Gefühl, dass der Kirche von der Gesellschaft etwas aufgedrängt wird, was nicht ihr «Eigenes» ist, gibt es schliesslich auch bezüglich der massiven Rechtsansprüche, die von Schwulen und Lesben erhoben werden. Der schrille Stil der Homosexuellenbewegung verletzt viele und führt zu Abneigung; zumindest zu grosser Unsicherheit, wie man dazu letztlich stehen soll. Auch der moderne Atheismus (Richard Dawkins, Der Gotteswahn) löst diese Erfahrung aus, in der heutigen Gesellschaft unverstanden und ungerecht aggressiv behandelt zu werden.
Viele der hier genannten Probleme und Forderungen treffen sozusagen ins Herz der Kirche und der Orden, ins Herz ihres Selbstverständnisses und ihrer tradierten Strukturen. Und so baut sich angesichts solcher Entwicklungen in der Kirche immer auch Abwehr auf, die die Mauern dicht macht.

Neigung zur Abwertung der Welt
Es besteht die Gefahr, dass solche Fremdheitserfahrungen zu einer allgemeinen und generellen Abkehr und Abwertung der Welt führen. Ich möchte dies am Beispiel der Enzyklika *Evangelium Vitae* von Papst Johannes Paul II. kurz erläutern. Die Grundbotschaft dieses Schreibens besteht darin, dass die Kirche sich zunehmend einer «Kultur des Todes» gegenübergestellt sieht, die sich in der Gesellschaft ausbreitet und der gegenüber sie eine «Kultur des Lebens» aufzubauen hat. Das Problem dieser Diagnose liegt darin, dass mit diesem Begriff nicht einfach bestimmte Praktiken wie Abtreibung und Euthanasie verurteilt werden, sondern einer ganzen Zeit, einer ganzen Gesellschaft allgemein und kollektiv eine solche lebensfeindliche Mentalität unterstellt wird. Diese Diagnose übersieht z. B. die vielen Bemühungen um Bekämpfung der Armut und Krankheit, die es in der gegenwärtigen Gesellschaft auch gibt, das Vordringen eines Unrechtsbewusstseins gegenüber der willkürlichen Tötung von Tieren u. a. Die Diagnose übersieht aber auch wie sehr es in der eigenen Vergangenheit eine «Kultur des Todes» gegeben hat und es auch heute noch blinde Flecken auch in der Kirche gibt (vgl. die bald darauf sichtbar gewordenen Missbrauchsfälle; vgl. den Fall Irland).
Auch manche Aussagen von Benedikt XVI. gehen in die Richtung, in der Welt, bei ihm konkret in der neuzeitlichen Vernunft eine *Verfallsgeschichte* zu sehen, der die Kirche sich entgegenstellen muss. Die Einseitigkeit einer solchen Sichtweise wird z. B. im Hinblick auf die Entstehung der Menschenrechtsidee und der Menschenwürdeidee sichtbar.

4.3. Die «Zeichen der Zeit»
Gerade solche Fremdheitserfahrungen sind der Ort, wo sich entscheidet, wie weit wir bereit sind, einen echten Dialog mit der Welt zu führen. Ich möchte an dieser Stelle nochmals die Aussagen des Zweiten Vatikanums zu den Zeichen der Zeit in Erinnerung rufen, denn diese sind eine deutliche Mahnung, sich nicht vorschnell von der Welt abzuwenden.
Zunächst ist in «Gaudium et Spes 4» von einer tiefen Verbundenheit, einer inneren Solidarität und Konnaturalität die Rede, die zwischen der Kirche und der Welt, zwischen den Jüngern Jesu und den Menschen «in der Welt» herrscht:
«Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.»
Die Formulierung, dass alles «wahrhaft Menschliche» in den «Herzen» der Jünger Jesu einen Widerhall findet, weist darauf hin, dass die Kirche nur dann die Welt erfolgreich zu evangelisieren vermag, wenn sie ihr gegenüber empathiefähig ist.
Im Zusammenhang mit dieser empathischen Zuwendung zur Welt hat die Kirche dann die Pflicht, nach den «Zeichen der Zeit» zu forschen:
«Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen … Antwort geben.»
Bei dieser Erforschung der Zeichen der Zeit geht es letztlich darum, Zeichen für

die universale Präsenz Gottes in der Geschichte zu finden und seine Spur in vielfältigen ausserkirchlichen Entwicklungen und Strömungen zu erkennen (GS 11):
«Im Glauben daran, dass es vom Geist des Herrn geführt wird, der den Erdkreis erfüllt, bemüht sich das Volk Gottes, in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen, die es zusammen mit den übrigen Menschen unserer Zeit teilt, zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Gegenwart oder der Absicht Gottes sind.»
Diese Aussagen sind, vor dem Hintergrund der Theologie des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts erstaunlich und revolutionär. Sie machen deutlich, dass der Wille und die Wahrheit Gottes nicht, wie im 19. Jahrhundert unermüdlich betont, allein über das kirchliche Amt, über Papst, Bischöfe und kirchliche Obere, in die Kirche hineinfliessen, sondern dass es *die Begegnung mit einer für die Christen oft fremden und herausfordernden Welt ist,* wo sich der Wille Gottes und wo sich immer wieder weitere Facetten seiner Wahrheit erschliessen.
Darin liegt wohl der tiefste Grund, warum der Dialog mit der Welt wichtig ist: Ohne ihn bleibt der Kirche das Hineinwachsen in die Fülle der göttlichen Wahrheit, in die Fülle seiner Gerechtigkeit und Liebe verschlossen. Ich als Moraltheologe möchte betonen, dass es dabei ja nicht einfach nur um ein tieferes Verstehen der Wahrheit Gottes geht, sondern um ein immer umfassenderes und differenzierteres Verstehen dessen, was Gottes barmherzige und grosszügige Liebe meint und wie sie sich immer wieder neu, in je neuen historischen Situationen realisieren will. Um dies zu erkennen und so die Liebe Gottes immer wieder Ereignis werden zu lassen, genügt es also nicht, einfach nur zu beten, die Bibel zu lesen, fromm und gehorsam zu sein. Es braucht ein ständig neues Sich-Einlassen auf eine Welt, die einerseits fremd und anders, andererseits, wo man sich wirklich auf sie einlässt, zugleich vertraut wird.

4.4. Unterscheidung der Geister

In diesem Sich-Einlassen auf die Welt braucht es ein Unterscheidungsvermögen im Sinn einer *Unterscheidung der Geister.* Das hier gemeinte Gespür bezieht sich darauf, wo Gott im Leben der heutigen Menschen in der Vielfältigkeit ihrer Schicksale und Biografien schon wirkt, und in welche Richtung er weiter wirken möchte. Da es bei all dem letztlich um das Reicht Gottes geht, ist die Frage, wo und wie Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Friede und ein Mehr an Leben und Lebendigkeit im Leben der Menschen gefördert werden können. Und umgekehrt, wo und wodurch diese Grundwerte des Reiches Gottes niedergehalten werden. Dazu muss man wiederum den Geist Gottes, ja Gott selbst in seiner Art irgendwie «kennen», und zwar auf der Erfahrungsebene (vgl. I.2.3).
Diese Unterscheidung der Geister im Hinblick auf die Begegnung mit der Welt müsste in einer Ordensgemeinschaft eine gemeinsame Angelegenheit werden. Es braucht eine Unterscheidung in der Gemeinschaft als Gemeinschaft. Das Gespräch mit der Welt und das Gespräch innerhalb der Gemeinschaft müssen in diesem Sinn ineinanderfliessen und dabei auf das eigene Ordenscharisma bezogen werden. Es braucht in der Gemeinschaft ein lebendiges offenes und liebevolles Gespräch über die Welt und die Menschen. Gleiches gilt natürlich auch für den eingangs erwähnten Dialog mit Gott.
Gelingt all dies nicht, dann kommt es langfristig nicht nur zu einer Kommunikationsstörung mit der Welt, sondern auch zu einem Erstarren der Kirche bzw. einer Ordensgemeinschaft.
All diese Überlegungen sind in besonderer Weise für Ordensgemeinschaften wichtig, die sich über einen direkten Dienst an der Welt und an den Menschen definieren. Jedes Ordenscharisma ist eine besondere Akzentuierung der Art und Weise, wie das Evangelium unser Menschsein transformiert und wie es die Welt verändert.

4.5. Hindernisse und Gefahren

Was sind zusammenfassend die möglichen Hindernisse dafür, dass diese lebendige Kommunikation mit der Welt in Gang kommt und sich im Hinblick auf eine erneuerte Aktualisierung des Ordenscharismas entfaltet:

1. **Angst vor Veränderung:** Jeder echte Dialog bringt Veränderung mit sich – dies betrifft den Dialog mit Gott, mit uns selbst, mit der Gemeinschaft und mit der Welt.
2. Die oben erwähnte **Abwertung der Welt,** die den Menschen und den verschiedenen säkularen Orten gar nicht mehr zutraut, dass sich dort Wesentliches ereignet.
3. **Besserwissen (= Monolog statt Dialog mit der Welt):** Wie im Gespräch zwischen Menschen gibt es auch im Hinblick auf die Welt die Gefahr, schon immer zu wissen, was die Welt braucht. Man hat z. B. eine feste Vorstellung von der eigenen Ordensberufung und führt eine bestimmte Aktivität einfach fort, ohne sich je zu fragen, was die Menschen wirklich brauchen, was ihre wirklichen Sorgen und Nöte sind.
4. **Interaktion mit der Welt, aber kein echter Dialog:** Es wird wohl auch eine Interaktion, eine Begegnung mit Welt und Menschen geben, die zwar faktisch erfolgt, z. B. in der Führung von karitativen Einrichtungen, wo aber keine Begegnung auf einer tieferen Ebene stattfindet. (vgl. I.2.2) ❐

Dialogisch leben – Eine Anregung zur Arbeit mit dem Text

Die beiden Vorträge von Herrn Prof. Walter Schaupp am Generalkapitel 2014 sind über die «Theodosia» nun allen Schwestern zugänglich. Vom Inhalt her rufen sie nach einer Vertiefung in Gruppen oder in Gemeinschaft. In der Mutterprovinz Schweiz wurde bereits im Herbst ein Reflexionstag gestaltet mit den Schwerpunkten «Der Mensch als dialogisches Wesen» und «Dialog mit der Welt». Ein weiterer Tag folgt mit den beiden anderen Blickpunkten «Dialog mit Gott» und «Dialog in der Gemeinschaft». (Über die Durchführung von Reflexionstagen in der Mutterprovinz s. «Theodosia» 2, 2012)
Sr. Zoe Maria Isenring und Sr. Tobia Rüttimann hatten sich mit dem Referat intensiv auseinandergesetzt, den Inhalt methodisch aufbereitet und durch den Tag geführt. Als Teilnehmerin möchte ich den folgenden Überblick als Anregung weitergeben.

Schon der Einstieg mit dem Logo des Generalkapitels als Bildbetrachtung bewirkte einen lebendigen Austausch.
Das gemeinsame Durchgehen der Einführung des Referates diente vor allem *Verständnisfragen.*

In *Kleingruppen* vertieften wir uns in den 1. Schwerpunkt: «Der Mensch als dialogisches Wesen» mit den drei Aspekten:
1.1 Das Leben ist Austausch und Kommunikation
1.2 Kommunikation des Menschen als Geistwesen = Dialog
1.3 Wachstum und Veränderung
Zwei Fragen machten die Aussagen für uns lebendig:
Was fällt mir ein bei den drei genannten Aspekten?
Welche konkreten Erfahrungen habe ich?

Der 4. Schwerpunkt «Dialog mit der Welt» mit seinen Facetten wurde methodisch verschieden angegangen.

4.1 «Kirche und Welt: Identität und Differenz»: Der Arbeitsauftrag für die Gruppen lautete:
«Das Bedürfnis der Zeit ist der Wille Gottes.»
«Die Zeichen der Zeit erforschen und im Lichte des Evangeliums deuten» = «Gaudium et spes Nr. 11» weist auf Spuren Gottes in der Geschichte und in ausserkirchlichen Entwicklungen hin.
Wir überlegen uns und tauschen aus:
Welche Themen der heutigen Gesellschaft und Welt werden hoch gepriesen und/oder herrschen vor? Welche Werte liegen diesen Themen zugrunde?
Beispiel: Selbstbestimmung, Leistung, Geld, Demokratie, Produktivität, Schönheit, Sexualität …
Wie weit sind diese Themen «kompatibel» mit dem Evangelium? Wo korrigiert das Evangelium? Wo ist es richtungsweisend?
Wo muss sich die Kirche in ihrer Begegnung mit der Welt infrage stellen und verändern lassen?

4.2 «Fremdheitserfahrungen und die Gefahr der Abwertung der Welt»: wurde im *Plenum* abschnittweise besprochen.

4.3 «Die «Zeichen der Zeit»: ergaben Stoff für die Arbeit in Gruppen, besonders unter den Gesichtspunkten: *Wo sehen wir «Zeichen für die universale Präsenz Gottes in der Geschichte und seine Spur in vielfältigen ausserkirchlichen Entwicklungen und Strömungen?*

4.4 «Unterscheidung der Geister»: In Einzelarbeit gab sich jede persönlich Rechenschaft darüber: *Wie unterscheide ich die Geister? Welche Möglichkeiten sehe ich in der Gemeinschaft?*
Das mehrmalige Zusammenkommen im Plenum zeigte einmal mehr, wie fruchtbar die Auseinandersetzung mit einem Text ist, wie ein Thema in meinen Alltag eingreifen kann und will, welche Schätze wir in den Erfahrungen und Überlegungen jeder Mitschwester haben, wie anspruchsvolle Texte unter Anleitung aufgeschlüsselt werden können. ❐

Unser Dank begleitet euch

Abschied von Sr. Carol Crosby und Sr. Tessy Churanadu

Sr. Carol Crosby und Sr. Tessy Churanadu standen achtzehn bzw. zwölf Jahre im Dienst der Generalleitung und der Kongregation. Während ihrer Amtszeiten haben sich beide mit ihren vielfältigen Talenten als Generalassistentin bzw. als Generalrätin grossherzig eingesetzt. Beide werden uns als liebe Mitschwestern und engagierte Rätinnen in verschiedenen Bereichen ihres Einsatzes in Erinnerung bleiben. Der liebende Gott vergelte ihnen alles und sei ihr Begleiter auf neuen Wegen, die sich nach einer Sabbatzeit für jede von ihnen zeigen werden. Sr. Carol und Sr. Tessy beginnen jetzt einen neuen Lebensabschnitt. Der «offene Himmel» möge ihnen überall zugewandt bleiben. Unser Dank und unsere Liebe begleiten sie überall, wo sie hingehen werden.

Sr. Marija Brizar, Generaloberin

Sr. Carol Crosby und Sr. Tessy Churanadu

Interviews mit Sr. Carol und Sr. Tessy

Kurz vor der Abreise hat die «Theodosia» einige Fragen an Sr. Carol und Sr. Tessy gerichtet, die sie hier beantworten.

Sr. Carol, was war für dich die grösste Herausforderung in der Generalleitung?

Bis zu meiner Wahl in die Generalleitung hatte ich nur eine Sprache gebraucht. Ich denke nicht, dass ich besonders sprachbegabt bin und fand das Erlernen der deutschen Sprache sehr schwierig. Zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich untalentiert.
Auch schwierig für mich war die Tatsache, dass fast alle Türen zu waren. Ich hatte nie hinter einer geschlossenen Türe gearbeitet und in den Häusern, in denen ich gelebt hatte, waren die meisten Türen offen.

Was war das Interessanteste in diesen Jahren?

Es gab sehr viel Interessantes, besonders die Visitationen. Ich lernte viele Schwestern kennen, hörte von ihrer Arbeit, ihrer Kultur, ihrer Heimat. Das Planen der Kapitel und Kongresse und auch die dabei gesammelten Erfahrungen fand ich sehr bereichernd.

Was hat dich geprägt, was nimmst du als «Geschenk» mit?

Vor allem die Internationalität, die ich erfahren durfte. Meine Welt hat sich geweitet. Dies ist ein Geschenk, das ich mitnehmen und immer schätzen werde.

Was hat dir Kraft gegeben, Mut gemacht?

Besonders am Anfang war das Gebet fast meine einzige Hilfe. Ich konnte mich kaum mitteilen und in den ersten sechs Wochen war das Wetter schrecklich – nur Nebel. In der Frühe betete ich, dass ich bis Mittag überleben würde, und am Mittag, dass ich bis zum Abend durchhalten könnte. Am Abend dankte ich Gott, dass ich ins Bett gehen konnte. Sr. Sébastienne half mir mit der neuen Sprache und beim Verstehen der Berichte und der Anfragen aus den Provinzen und Vikariaten. Ihr Tod war für mich besonders schwierig.
Die Missionarinnen, die in die Schweiz zurückkehrten, halfen mir viel. Sie verstanden, wie es mir zumute war, eine andere Sprache zu erlernen und in einer anderen Kultur zu leben.

Welche Fähigkeit(en) von dir konntest du am besten einbringen?

Mir haben die Einzelgespräche immer gut gefallen. Ich arbeite auch gerne prozessorientiert, d. h. alle Gesichtspunkte sammeln und zu einem Konsens in der Gruppe kommen. Ich bin auch gerne kreativ. Es ist mir bewusst, dass ich immer mehr bekommen habe, als ich geben konnte.

Was wirst du wahrscheinlich vermissen?

Die Schönheit der Schweiz und die vielen Menschen, die ich kennengelernt habe.

Was machst du nach der Erholungszeit (wenn du es weisst)?

Meine Provinzleitung hat mir bis 1. Juli freigegeben. Ich werde die Möglichkeit haben, mich zu erholen, körperlich, seelisch und mental. Ich werde auch Zeit haben, Familie und Freunde, die ich in

den achtzehn Jahren sehr selten oder gar nicht gesehen habe, zu besuchen. Während ich hier war, sind meine Eltern beide gestorben, aber ich freue mich, neue Grossnichten und Grossneffen kennenzulernen.

Wenn du drei Wünsche hättest, was würdest du wünschen?
Friede auf Erden.
Dass alle Menschen genug zum Leben haben.
Dass, wenn du an mich denkst, du weisst, dass ich dich gern habe.

Vielen Dank, liebe Sr. Carol, dass du einige Erfahrungen mit uns geteilt hast.

Sr. Tessy, was war für dich die grösste Herausforderung in der Generalleitung?
Für mich waren die zwölf Jahre als Generalrätin eine Zeit der Gnade. Es war eine Ehre, der Kongregation auf dieser Weise dienen zu können. Das Amt der Generalrätin ist wichtig, aber nicht einfach. Sie ist Vermittlerin zwischen der Generalleitung und den Provinzen/Vikariaten, die der Rätin anvertraut sind.
Wenn ich zurückschaue, bin ich Gott sehr dankbar. Er war immer bei mir, hat mich geführt und beschützt und mir gesagt: «Fürchte dich nicht, ich bin bei dir.» Die ersten drei Jahre waren die schwierigsten. Ich musste mich an die kalten Wintertage gewöhnen und habe mich nach Sonnenschein gesehnt. Ich brauchte auch einige Zeit, um mich an das hiesige Essen zu gewöhnen.
Deutsch zu lernen, war eine grosse Herausforderung. Einfache Sätze waren nicht das Problem, aber meine Gedanken zu kommunizieren, war sehr schwierig. Je mehr Deutsch ich lernte, umso verwirrender war es. Die Sprachbarriere führte zu manchem Missverständnis.
Herausfordernd war auch, eine andere Mentalität und Lebensart verstehen zu lernen, und das Loslassen musste geübt werden. Es brauchte Mut, zu meinen Überzeugungen zu stehen. Es galt auch, Schwierigkeiten, Zeiten der Einsamkeit, Missverständnisse, Zweifel und Unsicherheiten auszuhalten

Was war das Interessanteste in diesen Jahren?

Die Seligsprechung von Sr. Zdenka in der Slowakei war eine sehr interessante und tiefe Erfahrung. Die Jubiläumsfeiern im Jahr 2006 waren fröhliche Erlebnisse, beeindruckend war das Mysterienspiel.
Die vielen Schwestern kennenzulernen, die aus den Provinzen und Vikariaten nach Ingenbohl kamen, war eine reiche Erfahrung.
Ich denke auch an die Visitationen und die Treffen mit den einzelnen Schwestern und mit den Gemeinschaften, ihre Arbeit kennenzulernen und mit ihnen Ideen auszutauschen.
Das Zusammenkommen bei Kongressen und Kapiteln war sehr bereichernd. Es machte mir Freude, schöne Gegenden in Europa zu besuchen. Ich liebte das Wandern in den Bergen und vor allem die vielfältige Schönheit der Schweiz.

Was hat dich geprägt, was nimmst du als «Geschenk» mit?
Besonders beeindruckt hat mich das reiche geistliche Erbe unserer Kongregation und der Gründer, welches die Schwestern an den verschiedenen Einsatzorten zu leben versuchen. Unser Charisma wird immer aktuell sein und muss weitergegeben werden.
Die Arbeit an den Dokumenten Charisma und Ratio gab mir sehr viel und hat auch meine Berufung als Kreuzschwester gestärkt.
Die Arbeit mit verschiedenen Provinz- und Vikariatsleitungen wie auch die Visitationen haben mir geholfen, über die Grenzen meine eigenen Kultur und Mentalität zu schauen und die Einzigartigkeit der einzelnen Provinzen und der Schwestern zu schätzen.
Somit habe ich viel gelernt, vor allem die Vielfalt der Kulturen, Gewohnheiten und Sprachen zu achten und zu schätzen.

Was hat dir Kraft gegeben, Mut gemacht?
In schwierigen Zeiten habe ich Kraft im Gebet gefunden. Die Krypta war ein wichtiger Ort des Trostes, und die Zeit dort, besonders spät am Abend, gab mir neue Energie. Das Wort Gottes und die Eucharistie waren für mich Quellen der Kraft. Mein Gottesvertrauen wurde geprüft, gereinigt und gestärkt, und ich kann zusammen mit dem heiligen Paulus mit Überzeugung sagen: «Wir wissen, dass Gott bei denen, die ihn lieben, alles zum Guten führt» (Röm 8, 28).
Persönliche Überlegungen und Tagebuchschreiben halfen mir, Sachen stehen zu lassen, mir selber und anderen zu verzeihen und weiterzumachen.
Mit einem vertrauten Menschen zu sprechen und Abstand zu nehmen, waren Hilfen, Situationen aus seiner anderen Perspektive betrachten zu können.
Wichtig war auch die Unterstützung von Freunden und Gönnern.

Welche Fähigkeit(en) von dir konntest du am besten einbringen?
Meine Ausbildung und viele Jahre Erfahrung in der Formation und in der Provinzleitung halfen mir, den Menschen in seiner Einzigartigkeit zu verstehen und zu akzeptieren. Mit meinen früheren Erfahrungen konnte ich leicht Gemeinschaftssitzungen und Gebetstreffen leiten.
Meine intellektuellen Fähigkeiten waren mir eine gute Stütze, und so konnte ich kreativ arbeiten. Ich durfte auch

Schwestern, die das Mutterhaus besucht haben, in Liebe begleiten.
Meine Sorge für das Wohlergehen der Armen ist gewachsen und gab meiner Arbeit im Missionssekretariat einen tiefen Sinn. Sie motivierte mich, meine sozialen Fähigkeiten einzusetzen, um finanzielle Hilfe für verschiedene Projekte zu suchen.

Was wirst du wahrscheinlich vermissen?
Ich werde die Gebetsatmosphäre des Mutterhauses vermissen, besonders auch die Möglichkeit, in die Krypta zu gehen.
Viele Schwestern, die mich unterstützten, gute Freunde und grosszügige Gönner werde ich nie vergessen.

Ohne Zweifel werde ich die Schönheit der Schweiz mit den hohen Bergen und grossen Seen vermissen.
Sicherlich werde ich mich nach Schweizer Schokolade sehnen.

Was machst du nach der Erholungszeit (wenn du es weisst)?
Ich weiss noch nicht, was ich nach meiner Sabbatzeit machen werde. Ich bin für alles offen.
Gerne würde ich Schwestern und Gemeinschaften begleiten und Kurse, Workshops und Exerzitien usw. durchführen.

Wenn du drei Wünsche tun könntest, was würdest du wünschen?
Ich wünschte, alle Menschen könnten sich als Gleichberechtigte begegnen.
Ich möchte mein geistliches Leben vertiefen und in Würde alt werden.
Wenn ich die Zeit und Ressourcen hätte, würde ich gerne ein Buch schreiben.

Am Schluss möchte ich die Gelegenheit nützen, um mich bei jeder einzelnen Schwester für ihr Gebet und ihre Unterstützung in den letzten zwölf Jahren bedanken.
DANKE FÜR ALLES. ❐

Liebe Sr. Tessy, wir danken dir ebenfalls, besonders auch für dein Mitwirken in der Theodosia-Redaktion während sechs Jahren.

Amtsbeginn der neuen Generalleitung am Fest der Taufe des Herrn

Schrifttexte: Jesaja 42,1–4,6.7: Mk 1,7–11

Auszüge aus dem Gottesdienst:

Aus der Einleitung

Mit dem heutigen Sonntag beginnt die neue Generalleitung ihre Amtszeit und ihre Aufgaben. Die Zeit der Vorbereitung ist vorbei, wie der Schlussakkord der Ouvertüre. Nun beginnt das Hauptwerk, die nicht immer leichte Arbeit für den Alltag der Schwestern in den verschiedensten Provinzen und Ländern der Welt. Mit ihnen allen im Glauben vereint, feiern wir nun Eucharistie. Als sichtbares Zeichen ihrer geistigen Anwesenheit werden nun auf dem Altar für jede Provinz und jedes Vikariat Lichter angezündet. Denn am Tisch des Herrn und in ihm sind wir alle vereint.

Predigt

Schwestern und Brüder im Herrn!
Am Beginn und am Ende der Ouvertüre zum Leben Jesu steht er – Johannes der Täufer. Der Wegweiser und Wegbereiter für den Messias wird zu einer wichtigen Figur im Leben Jesu, zur Schnittstelle zwischen Altem und Neuem Testament. Seine Aufgabe war: das Volk für den Herrn bereit zu machen. Johannes vollzieht dies im Ritus der Busstaufe in Verbindung mit seiner klaren und unmissverständlichen Predigt von der Umkehr.

Nun ist der Moment gekommen, da sich der Wechsel vollzieht. Der Stärkere, von dem Johannes spricht, beginnt sein Werk, ausgerüstet mit der Kraft des Geistes, der über ihm schwebt, und beglaubigt durch die Stimme vom Himmel.
Was dieser Text nicht erwähnt, aber durchaus aufschlussreich ist: Das Ereignis der Taufe Jesu geschieht an jenem Ort im Jordan, an dem das Volk Israel vom Land der Knechtschaft ins gelobte Land, ins Land der Verheissung hinüberzieht. So ist das Ereignis im Jordan ein doppelter Übergang: vom alten zum neuen Bund, von der Knechtschaft des Gesetzes in die Freiheit der Kinder Gottes.
Dieser Jesus, von dem Johannes sagt, dass er mit dem Heiligen Geist taufen wird, wird den Geist der Freiheit der Kinder Gottes verheissen und senden. Aber er wird auch hinzufügen was dann Paulus im Brief an die Galater schreibt: Nehmt diese Freiheit nicht zum Deckmantel und zur Ausrede für eure Hinterhältigkeit und Bosheit.
Das Fest der Taufe Jesu ist primär sein Fest, nicht unsere Tauferinnerung. Diese hat ihren sinnvollen und rechten Platz in der Osternacht. An diesem, seinem Fest, klingen in den Texten zum Gottesdienst schon die Themen und Motive an, die später das Handeln und wirken Jesu, seine Predigt, bestimmen werden. Wie in einer Ouvertüre zu einem musi-

P. Emmeram Stacheder OFM

kalischen Werk auch schon die Grundthemen des Werkes selber anklingen. Wer sich an Jesus orientieren will, der bekommt im Ereignis seiner Taufe schon die Grundakzente seines Lebensprofiles mit, die dann auch zum Grundprofil aller Getauften werden, die ihm nachfolgen. In vier Punkten will ich versuchen, das darzustellen:

- Sich an Jesus orientieren kann heissen: auf Augenhöhe mit den Menschen sein. Jesus stellt sich in eine Reihe mit allen, die von Johannes die Busstaufe empfangen. Hat er das nötig? Nein, sicher nicht. Damit zeigt er: Er solidarisiert sich mit den Schuldbeladenen und Sündern, als deren Freund er später von Pharisäern und Schriftgelehrten beschimpft wird. Er solidarisiert sich mit allen, die leiden unter der Last ihres Lebens, unter der Last der Gesetze und Vorschriften, gerade in religiöser Hinsicht. Und er sagt denen, welche diese Gesetze machen das deutliche Wort: Ihr Heuchler! Ihr bürdet den Menschen Gesetze auf, ihr selber aber rührt keinen Finger dafür.
  Auf Augenhöhe mit den Menschen sein heisst: sich nicht über andere erheben, sich nicht als besser betrachten aufgrund von Amt und Stellung. Auf Augenhöhe mit den Menschen sein heisst: ihnen nicht überstülpen, was man selber nie tun würde. So nach der Devise: Mal schauen, wie weit sie damit fertigwerden. Bedeutet: Sich nicht heraushalten, um gut dazustehen, sondern mithalten. Nicht andere hinhalten und ihre Geduld über Gebühr zu strapazieren, sondern aufeinander zugehen, begegnen. An der Seite der Menschen stehen in ihren Ängsten und Belastungen des Alltags. Papst Franziskus sagt: An die Ränder gehen.
- Sich an Jesus orientieren kann bedeuten: unter dem geöffneten Himmel leben.
  Jesus findet sich mit dieser Welt nicht ab, so, wie sie ist. Sie ist niemals der alleinige Wert und Massstab für alles. Es geht um die neue Welt, die Welt Gottes. Reich Gottes wird Jesus sagen zu diesem offenen Himmel. Menschen, die Jesus begegnen, ihn erleben, erleben ein Stück dieser neuen Welt, des geöffneten Himmels, in den Wunderzeichen und Krankenheilungen, die Jesus wirkt.
  Unter dem offenen Himmel leben heisst: an das Gute glauben, auch in bösen Tagen. An die Freude glauben, auch in Krankheit und Leid. An eine Zukunft glauben, auch wenn sich im Moment keine Perspektive auftut. Die momentane Situation der Welt mit ihrer mörderischen Barbarei und den perfiden, menschenverachtenden Handlungen gewisser Gruppen gibt dazu Anlass genug. Ebenso wie die Unsicherheit und Umbruchsituation im kirchlichen Bereich.
  Unter dem offenen Himmel leben heisst: Jesu Wort nicht vergessen, dass bei ihm nicht das Recht des Stärkeren gilt, dass der Nächste nicht von vornherein als eine Bedrohung meiner Freiheit gesehen werden soll, sondern als Bereicherung. Bedeutet, dass das Kleine und Unscheinbare genauso gilt wie das Starke und Mächtige.
- Sich an Jesus orientieren kann bedeuten: sich von Gott angesprochen wissen.
  Jesus hört die Stimme: «Du bist mein geliebter Sohn!» In dieser Zusage fühlt sich Jesus bestärkt und berufen, diese Zusage Gottes an

alle weiterzugeben und sich dafür einzusetzen, dass diese Botschaft bei den Menschen ankommt. Sich von Gott angesprochen wissen bedeutet: überzeugt sein, das Gott jeder und jedem von uns zutraut, an der neuen Welt mitzubauen, wo und wie immer dies geschehen und aussehen mag. Sich von Gott angesprochen wissen heisst: Dieses Wort gilt so, wie es gesagt ist. Wir tun uns schon schwer, uns selber anzunehmen, wie wir sind, und wir können es oft nur schwer glauben, wenn andere uns das sagen. Gott will, dass wir dieses Wort so nehmen und glauben, wie es ist. Wir dürfen uns an-nehmen, wie wir sind, Gott tut es auch. Er steht zu uns, so wie wir sind. Er solidarisiert sich ja mit den Schwachen und Kranken, den Sündern und den Armen.

- Sich an Jesus orientieren kann bedeuten: Sich begeistern zu lassen vom Geist Gottes und andere zu begeistern.
  In der Kraft dieses Geistes geht Jesus zu den Menschen und begeistert viele für das Reich Gottes, für die neue Welt Gottes. Sich begeistern lassen und andere begeistern heisst: die Freude am Glauben nicht verlieren, die Botschaft Jesu bewahren und weitergeben. Bedeutet, den Glauben positiv vorleben, nicht als eine Last, weil wir halt dazugehören. «Erlöster sollte sie dreinschauen, damit ich ihnen glauben könnte», so sagte einst Friedrich Nietzsche. Und Jesus selber sagt über seine Sendung – und das gilt in auch für uns: «Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe … und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe.» Gottes Gnadenangebot ankünden, weitergeben, das ist auch unsere Sendung und unsere Aufgabe als Getaufte.
  Jesus greift den Text des Jesaja auf, den wir als Lesung gehört haben, und bezieht ihn auf sich. Wir dürfen Jesu Wort aufgreifen und es auf uns beziehen.
  Für die beginnende Amtszeit der neuen Generalleitung können die vier dargelegten Punkte vielleicht eine Hilfe sein für den Dienst an den Schwestern in den kommenden Jahren.
  Unter dem geöffneten Himmel leben.
  Sich von Gott angesprochen wissen.
  Auf Augenhöhe mit den Menschen sein.
  Sich begeistern lassen und andere begeistern.

Von Gottes Gnadenzeit sprechen und sie verkünden, nicht nur von unseren

Neue und bisherige Generalleitung.

Leistungen, so wichtig sie auch sein mögen. Friede ist denen, die Gott zuerst die Ehre geben, so hat der Engel den Hirten in der Heiligen Nacht verkündet. Er sagt es auch uns. Amen.

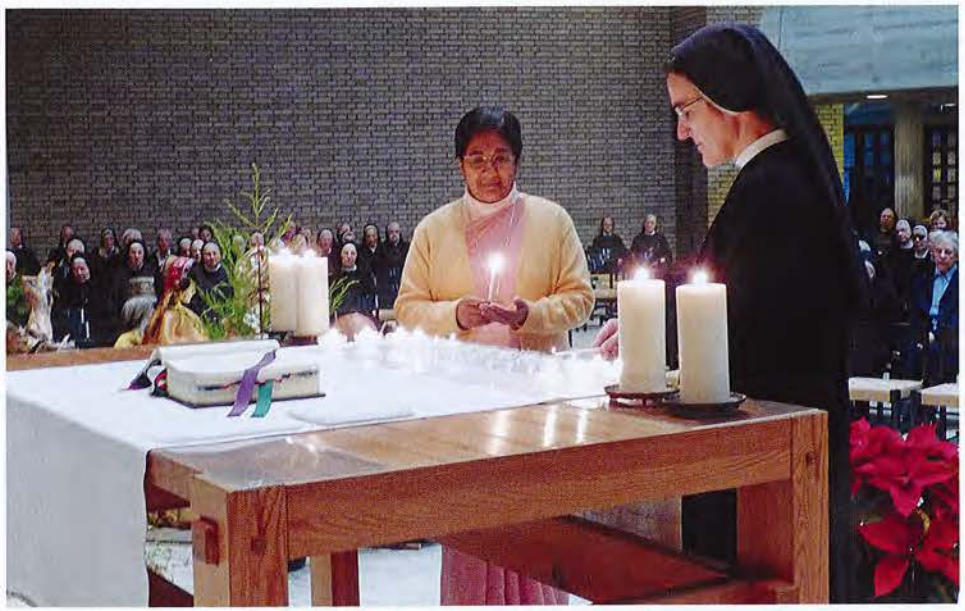
P. Emmeram Stacheder OFM, Rector ecclesiae, Kloster Ingenbohl

Fürbitten

Priester: In der Lesung aus dem Buch Jesaja hören wir, wie der Knecht Gottes den Auftrag empfängt, allen Völkern Gottes Treue und Erbarmen zu verkünden. Heute übernehmen die Schwestern der neuen Generalleitung offiziell den Auftrag, der ihnen im vergangenen Sommer vom Generalkapitel übertragen wurde. Im Vertrauen darauf, dass Gott alle unsere Wege mitgeht, bitten wir:

Schwester: *Meinen Geist habe ich auf ihn gelegt.*
Wir bitten um Gottes Geist für Papst Franziskus und alle, die sich in Kirche und Welt für das Gute einsetzen.

Alle: Wir bitten dich, erhöre uns.



Sr. Sheeja und Sr. Lucila zünden für jede Provinz und jedes Vikariat ein Lichtlein an.

In Treue bringt er das Recht.
Wir bitten für Sr. Marija, Sr. Verena Maria, Sr. Elsit, Sr. Anna, Sr. Lucila, Sr. Sheeja, Sr. Dorothee um die Gewissheit, dass Gott ihnen in allen ihren Aufgaben in Treue zur Seite steht.

Ich fasse dich bei der Hand und beschütze dich.
Wir bitten für Sr. Carol und Sr. Tessy um Gottes Schutz und Begleitung auf ihrem weiteren Weg. Gott vergelte ihnen ihr Mühen im Dienste unserer weltweiten Gemeinschaft.

Den glimmenden Docht löscht er nicht aus.
Wir bitten für alle Kreuzschwestern überall auf der Welt, dass ihre Sorge vor allem den Schwachen, Benachteiligten, Gescheiterten und Ausgegrenzten gehöre.

Priester: Gott, in dir leben wir, bewegen wir uns und sind wir. Mit deinem Segen möge alles, was wir tun, ein Lob deiner Herrlichkeit werden durch Jesus Christus im Heiligen Geist. Amen. ❐

Sr. Agnes Maria Weber

«Allmählich wird alles in Ordnung kommen» –

Die letzten Stationen im Leben von P. Theodosius Florentini

Sr. Zoe Maria Isenring, Ingenbohl

Das letzte halbe Jahr im Leben von P. Theodosius war hektisch. «Er teilte sich», sagt die Chronik von Böhmen, «sozusagen zwischen der Schweiz und Böhmen.» Innerhalb weniger Wochen durcheilte er wie ein gehetztes Reh die weitesten Strecken: Wien, Prag, Oberleutensdorf, Berlin; dann wieder Linz, Wels, Innsbruck, Bozen, Brixen, Chur, Ingenbohl. Überall suchte er Hilfe, um die Fabrik in Oberleutensdorf vor dem Bankrott zu retten. Schwierigkeiten mit der Papierfabrik in Thal riefen ihn in die Ostschweiz. In Chur wollte er seine Sachen in Ordnung bringen.

Oberleutensdorf – Sommer 1864

Im Sommer 1864 war P. Theodosius wochenlang in Böhmen, aber der Geschäftsgang in Oberleutensdorf verschlechterte sich. Die Gläubiger drängten ihn von allen Seiten. Mit einem Male stand alles auf dem Spiel: seine Unternehmungen, seine Ehre, sein guter Name. Schwestern und Freunde rieten dringend zum Verkauf der Fabrik. Aber inmitten aller Bedrängnis war Theodosius entschlossen, mit eiserner Willenskraft alles aufzubieten, um sich und das Institut aus der drückenden Lage zu befreien. Im Spätsommer 1864 kam er zum Entschluss, entweder die Fabrik in Oberleutensdorf unter annehmbaren Bedingungen zu veräussern oder die nötigen Stützen für die Fabrik aufzubringen. P. Theodosius neigte zu Letzerem, da ihm bereits 50 000 Thaler in Aussicht gestellt worden waren.

Chur – Oktober 1864

Im Oktober 1864 kam er für zwei Tage nach Chur, um mithilfe von Sr. Cornelia Fürer alle seine Briefe und Papiere zu ordnen und davon zu vernichten, was ihm ratsam schien. Mit einem Blick des Wohlgefallens auf die musterhafte Ordnung rief er aus: «Wie froh bin ich, dass dieses Geschäft abgetan ist. Wenn nun jemand in mein Zimmer kommen wird, so wird es heissen: ‹Sehet, wie P. Theodosius eine Ordnung hatte.›»
In dieser Zeit stellte er auch in einer Rechnungsübersicht die Soll und Haben aller Werke zusammen und bezifferte sie auf je eine Million. In der Übersicht wurden alle Gründungen mit ihren Werten, Guthaben und Schuleden aufgeführt: das Mutterhaus in Ingenbohl, das Kreuzspital in Chur, das Kollegium in Schwyz, die Fabrik in Oberleutensdorf, selbst alle Lebensversicherungspolicen, seine eigenen, die von Schwestern, Freunden und Gönnern. Das Schriftstück übergab er seinem Neffen, dem bischöflichen Verwalter Foffa mit den Worten: «Behalte es nur, man weiss nie, wie es gehen kann. Der Tod kann uns unerwartet überraschen.»

Ingenbohl – 7. Dezember 1864

Im Dezember 1864 besuchte Pater Theodosius zum letzten Mal Ingenbohl. Sein Besuch war durch bange Ahnungen getrübt. Noch im Oktober hatte Mutter M. Theresia ihm geschrieben: «Wenn Frau Mutter bis zum Fest Allerheiligen keine Antwort auf die dringendsten Fragen erhält, ist sie genötigt, ihr Amt niederzulegen.»

Und nun stand er plötzlich und unangemeldet vor ihr. Betroffen standen sich beide gegenüber. Der Anblick des Theodosius erschütterte Mutter Maria Theresia: Er war abgemagert. Seine Haare und sein Bart waren grau geworden. Seine Hand, die den Wanderstab umfasste, zitterte. Er sprach vom Sterben. Sein Aussehen liess keinen Zweifel offen, dass er nicht mehr lange leben wird. Einfach und offen gestand er ihr die ganze verzweifelte Situation. Sie musste nicht viel sagen, konnte es nicht. Jede Unterstützung war zusammengebrochen, nur die eine nicht: das Vertrauen in Gott. Sichern konnte sich P. Theodosius auch die Treue derer, die ihm in allen Wechselfällen des gemeinsamen Weges beistand, Mutter M. Theresia. Er wollte weiterhin die Verantwortung tragen für seine eigenen Handlungen, aber er fragte sie, wenn er sterben sollte, ob sie das Werk übernehmen wolle. Er wusste, dass er ein gewaltiges Ding erbat. Sie konnte nur Ja sagen. Ihr Vertrauen in ihn kehrte zurück.
Von diesem letzten Aufenthalt in Ingenbohl erzählt Sr. Elekta Kaltenbrunner am Schluss ihres Lebensabrisses. Sr. Sidonia vertraute ihr eine Begebenheit an vor ihrem Weggang in die Missionen. Das Aussehen von P. Theodosius soll Sr. Sidonia sehr erschreckt haben. Da habe er ihr anvertraut: «Kind, in 14 Tagen bin ich eine Leiche. Du darfst es niemand sagen, bis ich gestorben sein werde.»
Am 7. Dezember 1864 verliess P. Theodosius Ingenbohl. Auf der nun folgenden Wanderschaft setzte er alles dran, die Situation finanziell abzuklären.

Oberleutensdorf, Prag, Wien – Januar 1865

Am 28. Dezember 1864 kam P. Theodosius nochmals nach Oberleutensdorf, verreiste dann nach Prag. Mitte Januar 1865 war er in Wien, kehrte am 18. Januar ein letztes Mal nach Oberleutensdorf zurück. Mutter M. Theresia erhielt in Ingenbohl mehrere verzweifelte Briefe. Von Prag aus schrieb ihr Pater Theodosius am 13. Januar 1865: «Noch ist kein bestimmtes Resultat erzielt; in etwa zwei bis drei Wochen werde ich wissen, woran wir sind. Jedenfalls wird das Resultat, wie mir scheint, ein günstiges sein; sei es, dass das Ganze in Oberleutensdorf verkauft wird oder dass eine Gesellschaft zur Seite steht. Es braucht eben alles Zeit und Mühe, auch sind der Sorgen viele und es ist niemand, der so recht von Herzen hilft, man muss selbst einstehen.»
Aus Wien schrieb er am 17. Januar 1865: «Ich bin immer auf den Strassen, heute nacht reise ich wieder nach Prag und Oberleutensdorf… Es gibt viel Arbeit und man muss oft unnütze Wege machen. Gebe Gott einen günstigen Ausgang». Vom 18. bis 25. Januar weilte er zum letzten Mal in Oberleutensdorf. Bei diesen Hin- und Herfahrten berührte er auch Linz und Wels in Oberösterreich.

Bozen, Brixen – 3.–7. Februar 1865

P. Theodosius setzte seine Reise fort. Noch hatte er in Innsbruck, Brixen und Bozen Geschäfte zu erledigen. In Brixen nahm er sich Zeit, die befreundete Familie Wisial zu besuchen. Am 3. Februar 1865 schrieb er den letzten Brief an Mutter M. Theresia: «Allmählich wird alles in Ordnung kommen: Jetzt ist die Zeit der Trübsal, wie es Gott gefällt, so geschehe es! Ich komme langsam herum, es braucht so viel Zeit, bis man nur etwas zustande bringt. Betet und betet ohne Unterlass, damit allezeit geschehe, was zur Ehre Gottes und zum Wohle des Ganzen ist. Nächster Aufenthalt in Linz.» Von Bozen kam er über den Brenner nach Innsbruck.

Innsbruck – 8. Februar 1865

Im Tirol wollte P. Theodosius Geld für Zinsen und anderes suchen. Linz sah er nicht mehr; denn Depeschen erheischten seine sofortige Rückkehr in die Schweiz. Von Chur aus musste man ihm wieder berichtet haben, die Regierung wolle das Spital nehmen, es kämen Pfandboten, man wolle die Sachen in seinem Zimmer verkaufen etc. etc., was manches auch übertrieben war. Eine andere Depesche rief ihn zur Erledigung der Fabrikangelegenheit von Thal.
Bei durchdringender Kälte fuhr er wahrscheinlich auf einem Schlitten über den Arlberg bis Feldkirch und von da weiter nach Altstätten.

Altstätten – 9. Februar 1865, abends

In Altstätten fand er Aufnahme im Hause von Kantonsrat Rist. Dorthin hatte er Sr. Eugenia Welz, Oberin vom Kreuzspital, beordert. Mit ihr hatte er vorher eine Auseinandersetzung gehabt, als er einmal das Kreuzspital verkaufen wollte. Sr. Eugenia soll ihm gesagt haben: «Dafür habe ich dem Zigeunermütterchen die roten Blutzger nicht abgenommen.» Sie bat ihn, nach Chur ins Kreuzspital zu kommen, um ihn pflegen zu können. Theodosius gab die merkwürdige Antwort: «Ja, liebe Schwester! Sobald ich die Geschäfte beendet haben werde,

Tablat, heutiges Altersheim

komme ich nach Chur. Dann werde ich dort drei Tage im Spitale bleiben und dann auf den Hof gehen, um dort zu bleiben!» So geschah es nach seinem Tod.

St. Gallen und Tablat – 11./12. Februar 1865

Dringende Geschäfte der Fabrik in Thal riefen P. Theodosius nach St. Gallen. Dort hörte er von den schiefen Beurteilungen. Am 11. Februar unterschrieb er den Kauf- und Zessionsvertrag der Maisstrohfabrik. Dabei sicherte er sich aber noch ein Rückkaufsrecht innert Jahresfrist zu. Er konnte und wollte es nicht glauben, dass er der christlichen Gestaltung der Industrie entsagen müsse. Und doch gab es für die Fabrik in Thal keine Rettung mehr.
Dann kehrte er am 11. Februar in der Armenanstalt in Tablat bei St. Gallen ein. Die Chronik des Hauses überliefert:
«1865 den 12. Februar las P. Theodosius in der Waisenanstalt resp. Armenanstalt Tablat bei St. Gallen die hl. Messe, hielt den Schwestern, den Armen und Kindern einen Vortrag und reiste dann nach Wil ... Dies war der letzte Besuch des verehrten p. Superiors, der immer so gerne in Tablat einkehrte, wenn er in der Nähe war, um die Schwestern zu ermutigen. Diesmal war er bei grimmiger Kälte über den Arlberg gekommen, dass er durch einen starken Katarrh sehr leidend war, hielt ihn jedoch nicht ab, zu predigen und Gottesdienst zu halten. Das kleine Zimmerchen im Armenhause, das den edlen Mann jeweilen beherbergte, wenn er kam, wird noch in Ehren gehalten, und die Schwestern, die etwa zu Besuch kommen, freuen sich, auch dort zu wohnen.»
Von Tablat weg fuhr er mit dem Schlitten nach Wil.

Kapuzinerkloster Wil – 12. Februar 1865

In Wil hörte er morgens einige Beichten, feierte die hl. Messe mit Kommunion

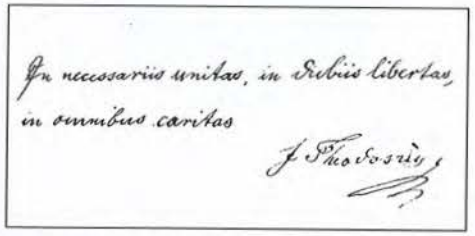
Wil, Kapuzinerkirche

und schrieb 2–3 Briefe ins Ausland. Es wird überliefert, dass er sich auch selber in der Beichte der Barmherzigkeit Gottes anvertraut habe.
Im Kloster hörte er vom Tod seines engsten Freundes P. Gotthard, Guardian in Sursee. Tiefer Schmerz ergriff ihn, und er sprach darauf die bedeutungsvollen Worte: «Es ist das dritte Mal, dass ich beim Eintritte in ein Kloster mit einer solchen Todesnachricht überrascht werde; das sind Mahnstimmen an mich: Bereite dein Haus!»

Heiden – 13.–15. Februar 1865

Am Montag, 13. Februar, begab er sich in Begleitung des ihm bekannten Anwalts Valentin Fässler nach Heiden, weil er mit dem Gasthofbesitzer Tobler Geschäfte (die Maisstrohfabrik in Thal betreffend) zu erledigen hatte. Mutter M. Theresia spricht im Brief vom 20. Februar 1865 an die Gräfin Revertera von einem «Pfandbot» (Pfandbrief) von Fr. 5000.–. Dem Gasthofbesitzer eröffnete Thedosius auch den Plan, in Appenzell eine Fabrik zu eröffnen, um den armen Einwohnern Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Am Nachmittag stattete er Pfarrer Germann im Nachbardorf Grub einen Besuch ab. Mit ihm vereinbarte er die hl. Messe für den folgenden Morgen. Heiden war damals ganz protestantisch und hatte keine katholische Kirche.
P. Theodosius drängte zum Aufbruch. Er wollte am 15. Februar wieder in Böhmen sein. Es bestand nämlich Hoffnung, die Fabrik zu verkaufen. Theodosius erwartete Herren von Sachsen, um mit ihnen über den Verkauf der Fabrik zu verhandeln. Aber der Gastwirt des «Schweizerhofes» hielt ihn zurück und veranlasste den Männerchor, dem Gast zu Ehren ein Ständchen zu geben. Theodosius, immer zum Wort bereit, hielt im Anschluss daran im Gedenken an ein Wort des hl. Augustinus eine Ansprache. Der Dirigent des Chors, Reallehrer Schwarz, erbat sich den Satz ins Notizbuch: «In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. – Im Notwendigen die Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem die Liebe.» In vertrauter Gemütlichkeit unterhielt sich P. Theodosius mit den Sängern bis Mitternacht.

Heiden, ehemaliges Hotel «Schweizerhof»



Letzte geschriebene Worte

Gedenktafel am ehemaligen «Schweizerhof»

Gedenktafel an katholischer Kirche

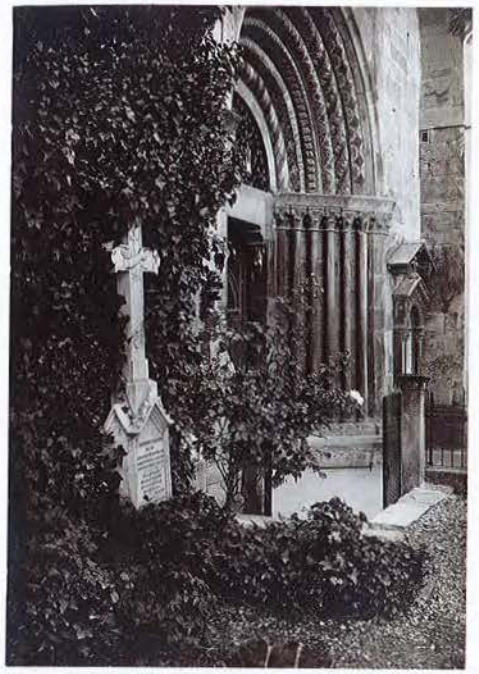
Auf dem Sterbebett in Heiden im Hotel Schweizerhof (© Helvetia Franciscana)

Am frühen Morgen des 14. Februars kam er wieder in den Speisesaal. Als Vorbereitung auf die heilige Messe betete er – auf und ab gehend – das Brevier. Da traf den müden Wanderer der Schlag. Er brach zusammen und stöhnte noch die Worte: «Helft mir auf!» Dann war er der Sprache beraubt. Sofort wurden Priester und Arzt gerufen. Während der Spendung der hl. Ölung bezeichnete sich P. Theodosius wiederholt mit dem Kreuz.
Mit Blitzesschnelle verbreitete sich, was in Heiden geschehen war. Nebst den Pfarrherren von Eggersriet und Oberegg trafen im Laufe des 14. Februars noch andere Geistliche ein, auch Ordensmitbrüder, Verwandte und Freunde des Sterbenden. Neun Barmherzige Schwestern umstanden das Schmerzenslager. Von Rorschach eilte die Menzingerschwester Cölestina herbei.

Mehr als 30 Stunden dauerte die Agonie, die nur noch von einem Wort unterbrochen wurde: «Ach Gott, mein Gott!» Am 15. Februar 1865, nachmittags halb drei Uhr, wurde er erlöst.

Fahrt zur letzten Ruhestätte nach Chur am 16. Februar 1865

Aufbahrung in Kreuzspitalkapelle Chur (© Helvetia Franciscana)



Erste Grabstätte vor der Kathedrale Chur

Die protestantische Bevölkerung von Heiden geleitete am folgenden Tag den Verstorbenen nach Rheineck. Mit der Bahn erreichte der Sarg die Stadt Chur, wo das Domkapitel und viel Volk den Dahingeschiedenen erwarteten. In der Kapelle des Kreuzspitals wurde der Leichnam drei Tage aufgebahrt, wo Tausende von Menschen kamen, beteten und ihn beweinten. Am Nachmittag des 18. Februars fand der grosse Menschenfreund unter der Beteiligung unzähliger Menschen im Schatten der Kathedrale seine letzte Ruhestätte. Die Inschrift auf dem Grabstein lautet:
«Dem edlen Priester,
dem Erzieher der Jugend,
dem Pfleger der Kranken,
dem Vater der Armen.
Seine Verehrer.»
Zum 50-Jahr-Jubiläum des Instituts 1906 wollte die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern ihren Stifter in Ingenbohl haben. Ein Artikel in der «Theodosia» beschreibt dieses Ereignis unter dem Titel «Des Vaters Heimkehr»: Theodosia 21 (1906). ❐

Hinweis: Der Archivar der Schweizer Kapuziner hat zum 150. Todestag von P. Theodosius in der neuen Ausgabe der «Helvetia Franciscana» einen ausführlichen Beitrag verfasst:
Christian Schweizer, Heimkehr des Theodosius Florentini. Vom Todesjahr 1865 bis zur Translation nach Ingenbohl, in: Helvetia Franciscana 43 (2014), 247–284. CHF 20.00 (plus Versandporto). Zu beziehen bei: Provinzarchiv Schweizer Kapuziner, Wesemlinstr. 42, CH-6006 Luzern provinzarchiv.ch@kapuziner.org

Barmherzige Schwestern vom heiligen Kreuz auf den Landstrassen Kenias

Neue Mission in Kenia

Sr. Tessy Churanadu, Generalat, Ingenbohl

Am 11. Februar 2015 werden zwei Schwestern des Vikariats Uganda als Wegbereiterinnen eines neuen Sendungsauftrages den Boden Kenias betreten. Der neue Einsatzort, die Pfarrei Bulimbo in der Diözese Kakamega, liegt etwa sechzig Kilometer von unserer Gemeinschaft in Osia, Uganda, entfernt.

Im Vikariat Uganda leben bereits sechs Schwestern und eine Kandidatin, die aus Kenia stammen. Seit vielen Jahren bittet der Bischof der Diözese Kakamega in Kenia die Schwestern aus Uganda um die Errichtung einer Missionsstation in seiner Diözese. Der Bischof möchte, dass die Schwestern mit einer Vorschule beginnen und in der Anfangsphase in der Pastoralarbeit mithelfen, dadurch die Bedürfnisse vor Ort kennen lernen und den Sendungsauftrag danach ausweiten.

Diesen neuen Einsatz wagen unsere Schwestern in Uganda zum Gedenken an den 150. Todestag unseres Gründers Pater Theodosius, der auf den Landstrassen der Welt unterwegs war. Der Bischof hat den Schwestern ein Grundstück angeboten, und der Pfarrer richtet ihnen ein kleines Haus als Wohnsitz her. Die Vorschule wird im alten Kirchengebäude der Pfarrei untergebracht werden. Sr. Anne Thomas aus Indien und Sr. Felicitas aus Kenia bereiten dieses neue Projekt vor. Die neue Missionsstation wird zudem der Ordensjugend Möglichkeiten für ganz unterschiedliche Erfahrungen bieten.

Aus dieser Region Kenias kommen viele Berufungen. Durch die Anwesenheit von Schwestern aus verschiedenen kulturellen Gruppen werden das Gemeinschaftsleben und der Sendungsauftrag in Afrika bestimmt bereichert werden. Unseren neuen Einsatzort vertrauen wir der liebevollen Fürsorge Gottes an und bitten um das Gebet für das Gelingen dieses Sendungsauftrages. ❐

«Die Vergebung ist die grösste Sache im Leben» Sr. Zedenka

Pastoralarbeit mit Gefangenen in der Slowakei

Sr. Terézia Benedikta Majerčáková, Trnava, Provinz Slowakei

Auf den Strassen der Welt treffen wir verschiedene Gesichter des Leidens und der Hilflosigkeit. Viele von diesen Gesichtern entdecken wir auch im Gefängnis in Hrnčiarovce nad Parnou, unweit von Trnava. In den Augen dieser Menschen können wir die Sehnsucht nach Würde, nach menschlicher Wärme, nach Mitgefühl und Barmherzigkeit lesen.
Als Schwestern wollten wir den Gefangenen die Geschichte von Sr. Zdenka vorstellen. Mit uns war auch Frau Suzanne Pevny aus den USA, die eine tiefe Beziehung zu Sr. Zdenka hat. Zu dieser Zeit war sie in der Slowakei auf «ihrer Pilgerreise in den Fussspuren von Schwester Zdenka», wie sie ihre Reise selber nannte. Frau Suzanne hatte 2006 die Gebetsunterstützung für die Heilung von Herrn Bobb auf die Fürsprache von Sr. Zdenka initiiert und organisiert. (s. «Theodosia» 2014, 2) Die Lebensgeschichte von Sr. Zdenka spricht immer mehr Menschen an, besonders solche, die sich in schweren Lebenssituationen befinden. So war es auch bei unserem Besuch im Gefängnis. Hinter diese Mauern wollten wir eine grosse Botschaft bringen, die uns Sr. Zdenka hinterlassen hat: «Die Vergebung ist die grösste Sache im Leben.»
Allmählich kamen die Gefangenen in den Raum. Zu unserer Überraschung waren es vorwiegend junge Männer. Nach den Einführungsworten traten wir in die Geschichte von Sr. Zdenka ein. Auf den ersten Blick eine ganz einfache Geschichte über eine einfache Schwester, die ihr Leben Gott weihte. Das Interesse der Anwesenden wuchs, als wir mithilfe einer Powerpoint-Präsentation und Musik auf die Leiden hinwiesen, die Sr. Zdenka hinter den Gittern erlebte. Im Raum herrschte grosse Stille, und die Erfahrung von Sr. Zdenka ging an uns alle: «Die Vergebung ist die grösste Sache im Leben.» Sr. Zdenka war unter uns auch gegenwärtig durch die Reliquien. Es war, als ob sie wieder «hinter die Gitter» gekommen sei, damit sie denen nahe sei, die eine Richtung, einen Weg suchen und sich sehnen nach Vergebung und Barmherzigkeit. Am Ende des Programms applaudierten wir den Gefangenen für ihr aufmerksames Zuhören und für die Geduld.
Damals haben wir noch nicht geahnt, dass ein paar Tage später eine Überraschung auf uns warten würde. Es kam nämlich ein Brief von einem Gefangenen. Darin schreibt er u. a.: «Hier habe ich viel Zeit zum Überlegen, was im Leben wirklich wertvoll ist, und was für einen Sinn das Leben hat. Alles schätze ich hier viel mehr als früher: Draussen fand ich nie Zeit für Gott, aber Gott hat

Zeit für mich gefunden. Dank ihm spüre ich, dass ich auf einem guten Weg bin. Ich danke für die Begegnung mit Ihnen. Sie haben die Begegnung mit uns mit einer grossen Geste der Dankbarkeit beendet – mit einem Applaus für uns Gefangene. Diese Geste gab mir für einen kurzen Moment die Würde zurück, die an diesem Ort so oft verweigert wird, und auch das Gefühl, dass ich nicht eine Nummer bin. Sicher müssen wir die Bezeichnung Gefangene erdulden, es ist nicht umsonst, und die Strafe ist gerecht. Das Schicksal von Sr. Zdenka interessierte mich sehr, und sie ist mir sehr nahe. Danke, auch wenn ich Ihre Entscheidung nicht verstehe: Warum haben Sie ein solches Leben gewählt? Aber es ist lobenswert, dass Sie sich auch Menschen in schweren Lebenssituationen widmen. Ihr Leben ist edel, und die Welt braucht es.»

Sr. Zdenka geht auch heute die Wege mit den Menschen, die vom Leid gekennzeichnet sind. Sie berührt die Herzen, die Anerkennung und Würde brauchen. Ihr Leben lädt uns ein, die Geringsten zu suchen, an die Peripherie zu gehen und Freude, Trauer, Sorgen, aber auch Hoffnung mit den Menschen zu teilen.

In der Weihnachtszeit besuchten wir die Gefangenen wieder. Wir kamen zu ihnen, um mit ihnen die Liturgie zu feiern und ihnen zu begegnen. P. Gabriel Dzvoňár sagte am Anfang des Gottesdienstes: «Heute kommen die Familien zusammen, heute sind wir uns alle näher. Sie sind da in dieser schweren Umgebung, weit von ihren Familien. Diese Schwestern sind heute Abend ihre Mütter und Schwestern.» Das ist ein schöner Gedanke, ein gutes Motiv für unser Leben, für unseren Weg zu den Menschen.

Die Pastoralarbeit mit den Gefangenen führen wir weiter auf der Ebene der Freiwilligkeit. Einige Schwestern unterstützen mit ihrem Gebet den freiwilligen katholischen Dienst in den Gefängnissen. ❐

Arbeit des Gefangenen A. K.

Anmerkung: Teile aus dem Brief sind mit Erlaubnis von A. K. veröffentlicht. Das Bild malte er auf Leinenstoff mit Bleistift.

Einsatz und Erfahrungen in Haiti

Sr. Maria Quirino de Moura, Rio de Janeiro, Vikariat Brasilien

«Ich habe das Elend meines Volkes, das in Ägypten ist, gesehen und habe sein Wehklagen über ihre Bedränger gehört.» (Ex 3,7)

Im Jahre 2011 haben mich die Nachrichten über das Elend und den Hunger in Haiti sehr berührt. So haben wir im Krankenhaus der Franziskaner von der Vorsehung Gottes eine Kampagne gestartet, «Weihnachten ohne Hunger!». Wir sammelten Nahrungsmittel, Medikamente und Kleider für Haiti. Seither haben wir immer wieder Sammelaktionen gestartet. Die letzte, im Herbst 2014, an der die ganze Erzdiözese von Rio de Janeiro beteiligt war, erbrachte 180 Tonnen Nahrungsmittel.

Durch diese Aktivitäten wurde der starke Wunsch in mir wach, mich in Haiti von dieser Wirklichkeit berühren zu lassen. Im Juli wurde ich nach Haiti ausgesandt, um in einem Projekt der Franziskaner von der göttlichen Vorsehung für zwei Monate mitzuarbeiten.

Der erste Eindruck war schockierend. Der grosse Schrei ist «Hunger!». Die Kinder sind dermassen traumatisiert, dass sie die mitgbrachten Spielsachen gar nicht beachteten. Sie spielen gar nicht, sie wollen nur etwas zu essen.

Das Erdbeben vom 12.Januar 2010 hinterliess viele Waisenkinder und alte, verlassene Menschen. Die Jugendlichen sehen keine Zukunft. Es gibt keine Möglichkeit zur Arbeitsbeschaffung, keine Industrie, keine Projekte. Bis heute leben 80 Prozent der Menschen in improvisierten Hütten – mitten im Müll – zusammen mit Ziegen, Schweinen und anderen Tieren. Was mich besonders beeindruckte und zornig machte, war die Erfahrung, dass sich in Haiti niemand um das Volk kümmert, welches vor Hunger stirbt. Es scheint, dass es keine Politiker gibt, nur ein grosses, unverantwortliches Verlassensein. Es fehlt an Wasser, elektrischem Srom, Müllabfuhr und Verkehrsmitteln. Die Menschen haben keine Möglichkeit zu arbeiten. Sie leben von der Barmherzigkeit Gottes, von ausländischen Kirchen- und Hilfsorganisationen und der UNO.

Sr. Maria Quirino de Moura

Essensverteilung

Die Aussage von Pater Theodosius «Ich brauche Schwestern, die das Kreuz verstehen!» begleitete mich jeden Tag, wenn ich bei der Essensverteilung der Kinder mithalf, die Betagten in ihren Hütten besuchte oder Wundverbände anlegte. Ich fühlte, dass hier in dieser Mission unser Charisma gegenwärtig ist, dass wir heute aufgerufen sind wie Simon von Cyrene, das Kreuz mitzutragen, die Müden und Enttäuschten aufzurichten, zu trösten und Nahrung zu verteilen, damit unsere Brüder und Schwestern überleben können.

Papst Franziskus ruft uns auf, das Fleisch des leidenden Christus zu berühren. Dieser Aufruf des Hl. Vaters ist wirklich hautnah in Haiti. Dort hatte ich Gelegenheit, das Leiden nicht nur zu berühren, sondern auch zu lindern.

Es war für mich ein kleiner Lichtblick, als Pater Gabriel unter Schwierigkeiten ei-

nen zweiten elektrischen Backofen aus dem Zoll herausbekam. Er zeigte einigen Frauen, wie man Brot backen kann. Am Vormittag backen sie nun etwa 500 Brote für die Kinder, am Nachmittag backen sie Brot zum Verkaufen oder für den eigenen Bedarf. Pater Gabriel hat auch einen kleinen Garten angelegt, wo er mit einigen Jugendlichen Gemüse anpflanzt für die Suppe. Bis jetzt wird die Suppe aus Marktabfällen gekocht.

Ich kam nach zwei Monaten mit der Überzeugung zurück, dass man noch mehr an der Bewusstseinsbildung arbeiten muss, damit nach fünf Jahren Haiti nicht in Vergessenheit gerät. Ich spüre den starken Wunsch, zurückzukehren und unsere Mission zu erweitern, um in dieser leidvollen Wirklichkeit präsent zu sein. In bin überzeugt, dass der Herr des Lebens uns führt und uns den Weg zeigen wird. ❐

Treffen mit den Angehörigen in der Hohen Tatra

Sr. Maria Terezia Dobrovičová, Provinz Slowakei, Trnava

«Vertraue, Gott führt dich.» Diese Worte begleiteten uns beim Treffen der Eltern, Verwandten und Schwestern unserer Provinz, das vom 21.–23. November 2014 in Dolny Smokovec stattfand. Unter den sechzig Teilnehmenden war auch unsere Provinzoberin, Sr. Šebastiana Tuptová.

Das Treffen begann mit der Vesper. Beim Abendessen hiess Sr. Šebastiana alle herzlich willkommen, besonders jene, die zum ersten Mal dabei waren. Den ersten Abend widmeten wir den Erinnerungen an die gemeinsame Pilgerreise nach Ingenbohl und Hegne. Es herrschte eine Atmosphäre der Freude und der Einheit wie damals. (s. «Theodosia» 2013, 3)

Am Samstag ermutigte uns P. Gabriel Prievalský OFM mit einem Referat. Bei der gemeinsamen Anbetung am Nachmittag vertrauten wir alle unserer Familien dem Herrn an. Anschliessend berichtete Sr. Benjamína über die Heilung auf die Fürsprache von Zdenka in den USA. Wir erfuhren so, wie Gott auf ihre Fürbitte hin weiterwirkt.

Der «bunte Abend» war eine Zeit der Fröhlichkeit. Wir konnten einander besser kennenlernen und die Zusammengehörigkeit stärken. Dazu halfen uns auch verschiedene Aufgaben und Fragen, in denen es um unsere Provinz und Kongregation ging.

Der Sonntag war einfach ein Tag der Dankbarkeit gegenüber dem Herrn. Wir sind auch dankbar für die schöne Tradition der Treffen mit den Angehörigen. Wir freuen uns schon jetzt auf das nächste Mal. ❐

Mitteilungen der Generalleitung

Visitationen

Vom 7. bis 31. März 2015 werden Sr. Marija Brizar und Sr. Verena Maria Oberhauser zur Visitation in Taiwan weilen.

Für die Schwestern in der Provinz Kroatien ist die Generalvisitation vom 30. April bis Anfang Juni 2015 vorgesehen.

Möge Gottes guter Geist die Visitatorinnen und die Schwestern im Vikariat Taiwan wie auch in der Provinz Kroatien in den Begegnungen, Gesprächen und Beratungen führen und begleiten. Wir alle wollen sie mit unserem Gebet unterstützen.

Aus unserer Statistik

Stichtag 31. Dezember 2014

Schwestern mit Gelübden auf Lebenszeit	3098
Schwestern im Juniorat	181
Eintritte	57
Kandidatinnen	76
Postulantinnen	33
Novizinnen	38

Eingegangen in Gottes Verheissung

vom 1. Januar 2014 bis 31. Dezember 2014

Ingenbohl, Teil des Friedhofs

Schwester	Heimatort	Geb.	Prof.	Gest.
Mutterprovinz Schweiz				
Adelina Bareth	Mennisweiler DE	1931	1954	25.09.2014
Alexis Maria von Arb	Neuendorf SO	1914	1944	08.02.2014
Ambrosia Christen	Andermatt UR	1932	1958	17.09.2014
Anna Priska Kempter	Oberbüren SG	1926	1951	01.03.2014
Antonina Widmer	Obersiggenthal AG	1928	1953	19.11.2014
Augustina Schnetzler	Kaisten AG	1914	1941	27.01.2014
Barbara Schildknecht	Bischofszell TG	1926	1953	26.11.2014
Carmen Grichting	Leukerbad VS	1950	1981	19.07.2014

Christiana Laube	Lengnau AG	1922	1949	17.05.2014
Clarita Zürcher	Menzingen ZG	1923	1946	25.01.2014
Damiana Rohner	Rebstein SG	1921	1957	23.02.2014
Edelgard Kreienbühl	Malters LU	1919	1948	20.01.2014
Edeltrud Pfister	Tuggen SZ	1929	1958	30.09.2014
Fides Casaulta	Lumbrein GR	1942	1969	16.11.2014
Jeanne Brühwiler	St. Gallen	1935	1963	17.04.2014
Josepha Döbeli	Sarmensdorf AG	1928	1956	09.11.2014
Konradina Nietlispach	Beinwil AG	1933	1961	07.06.2014
Leonis Lachenmeier	Basel	1919	1943	26.07.2014
M. Guido Mutter	Einsiedeln SZ	1918	1940	09.10.2014
M. Ignatia Benz	Oberriet SG	1924	1948	04.05.2014
M. Paula Truniger	Kirchberg SG	1926	1956	18.02.2014
M. Raymunda Cajochen	Iglis GR	1926	1958	05.03.2014
M. Thomasa Deplazes	Sumvitg GR	1919	1952	21.01.2014
Maritta Bischof	Eggersriet SG	1925	1953	24.10.2014
Serafia Thür	Altstätten SG	1931	1955	30.11.2014
Thereselda Vollenweider	Benzenschwil AG	1928	1959	23.12.2014
Thoma Stark	Basel	1927	1954	15.11.2014
Willigis Lutsch	Bern	1921	1944	07.02.2014

Provinz Kroatien

Admirabilis Kraljik	Bučje	1930	1955	20.09.2014
Anđelina Zorić	Otoka	1938	1965	12.01.2014
Consolatrix Tušak	Zagreb	1928	1955	23.01.2014
Ela Vukalović	Oštrice	1947	1968	11.01.2014
Eufrozina Hnatek	Beketinci	1942	1969	01.10.2014
Javorka Široki	Kladare	1925	1945	11.06.2014
Krunomira Zvonarević	Nijemci	1936	1963	25.12.2014
Tihoslava Košec	Hum-Marija Bistrica	1920	1942	14.10.2014

Tschechische Provinz

Egidie Smolková	Lipová	1924	1949	13.12.2014
Judita Cahlová	Poteč	1930	1962	24.07.2014

Baden-Württemberg

Andrea Maria Jegler	Bietingen/Hegau	1932	1965	10.03.2014
Aurica Maria Rothenhäusler	Taldorf	1935	1960	28.07.2014
Friedeberga Schellinger	Stetten b. Meersb.	1922	1948	03.06.2014
Hilaritas Krause	Guttstadt,Ostpreussen	1939	1961	30.01.2014
Ignatia Tisch	Oberachern	1926	1951	17.03.2014
Johanna Baptista Huber	Maisach	1938	1967	14.05.2024
Julia Buchholz	Hüfingen	1933	1956	08.04.2014
M. Eustasia Schrempp	Konstanz	1927	1955	03.09.2014
M. Franka Probst	Stuttgart	1931	1954	13.02.2014
M. Franz-Sales Dinger	Lauf	1936	1959	03.10.2014
Regingard Schuldis	Freiburg i. Br.	1928	1952	02.07.2014
Siegtrudis Asal	Konstanz	1916	1949	11.03.2014
Theoponta Saar	Niederschopfheim	1922	1946	12.12.2014

Provinz Slowakei

Domitilla Kukučková	Lovce	1927	1949	17.06.2014
Fulgentia Gajdošová	Orovnica	1928	1953	21.06.2014
Timotea Nagyová	Malé Trakany	1937	1973	02.09.2014

Provinz Italien

Clara Francesca Pitscheider	Badia-La Villa	1925	1963	12.11.2014
Emilia Colombo	Gallarate	1917	1943	09.11.2014
Gisella Fadanelli	Cadine	1922	1948	12.07.2014
Lina Maria Corradinil	Castello de Fiemme	1926	1949	28.03.2014
M. Pia Travaglia	Cavedine	1924	1946	21.10.2014
Rosangela Angeli	Cloz	1926	1948	14.10.2014

Provinz Westschweiz

Geneviève Vultier	Beurnevésin JU	1919	1946	15.12.2014
M. Gilberte Meyerhans	Amikon TG	1930	1959	26.12.2014
M. Yvonne Crausaz	Auboranges FR	1918	1940	24.03.2014
Zita Hüppi	Gommiswald SG	1946	1973	08.09.2014

Provinz USA

Jeanne d'Arc Kilwein	Dickinson, N. Dak.	1917	1937	20.03.2014
Martha Amann	Broadhead, Wisc.	1934	1955	11.09.2014

Provinz Indien Zentral

Charles Tirkey	Pinrih, Chhattisg.	1939	1966	18.01.2014
M. Emmanuel Minj	Gholeng Chhattisg.	1930	1964	06.01.2014

Provinz Indien Nordost

Gonzaga Bara	Charkapethel, Jhark.	1943	1974	18.07.2014
M. Ignatius Kumplamthanam	Erumeli, Kerala	1937	1961	01.07.2014

Provinz Indien Süd

Frances Puthenparampil	Changanassery, Kerala	1936	1958	08.11.2014
Mary Xavier Neduvelichalungal	Karuvatta, Kerala.	1943	1967	27.09.2014

Provinz Europa Mitte

Agna Wittig	Eger, Böhmen	1913	1935	07.07.2014
Agrikola Schneider	Leupolz BW	1914	1935	21.12.2014
Alberta Wohlfahrt	Sebastiansberg, Böhmen	1914	1941	26.07.2014
Anastasia Horvath	Renkovci SLO	1933	1960	17.03.2014
Anna Regina Engelmayer	Kleinotten NÖ	1930	1956	23.05.2014
Antonia Senft	Dürnberg, Bayern	1926	1950	28.11.2014
Berta Ebner	Zgum b. Spittal	1944	1969	30.03.2014
Bonaventura Jünger	Kscheutz, Böhmen	1923	1953	12.08.2014
Cäcilia Reith	Werneck, Bayern	1939	1959	01.05.2014
Candida Maherndl	Bad Ischl OÖ	1926	1953	15.10.2014
Chiara Wiltsche	Bad St. Leonhard Knt.	1936	1964	29.12.2014
Clementina Zach	Gebharts NÖ	1923	1952	30.07.2014
Dalma Molnár	Szeged HU	1920	1941	28.09.2014
Emilie Brodtrager	Ludersdorf, Stmk.	1924	1959	08.02.2014
Erika Kuppek	Ruma, Serbien	1924	1944	15.09.2014
Florentina Pimpl	Chodau, Böhmen	1920	1942	11.01.2014
Friederika Schmolmüller	St. Oswald b. Fr. OÖ	1926	1948	29.04.2014
Georgia Lehner	Waizenkirchen OÖ	1939	1971	20.08.2014
Gerarda Barwart	Düns Vbg.	1920	1941	14.11.2014
Julia Maria Mauthner	Echsenbach NÖ	1923	1956	21.08.2014
Leopoldina Sandholzer	Altach Vbg.	1928	1958	18.05.2014
Lucia Maria Strasser	St. Marienkirchen/Pol OÖ	1937	1967	24.10.2014
M. Herlinda Fischer	Rohrbach OÖ	1929	1955	28.09.2014
M. Ida Gigler	Malta, Spital Knt.	1929	1956	28.08.2014
M. Luise Weinzedl	St. Andrä i.L. Knt.	1936	1956	02.10.2014
M. Regina Lasselsberger	Harbach NÖ	1915	1948	18.06.2014
M. Theresia Alpi	Mödling NÖ	1927	1954	13.03.2014
Martha Wiesinger	Haag NÖ	1944	1966	26.06.2014

Michaela Pree	Hohenfurth, Böhm.	1923	1945	18.04.2014
Paulina Brem	Münster, Tirol	1932	1959	31.10.2014
Rosaria Trutschnig	Nikolsdorf, Tirol	1923	1952	06.08.2014
Sapijencija Tiselj	Rašica, SLO	1917	1937	04.08.2014
Severina Moser	Euratsfeld NÖ	1923	1956	04.08.2014
Sidonia Hönig	Gablonz, Böhmen	1923	1950	02.07.2014
Ulrika Kastelic	Tisovec, Slowenien	1928	1954	20.07.2014
Verena Messner	Absam, Tirol	1931	1958	05.12.2014
Walburga Panhölzl	Oberschönhub Böhmen	1923	1947	17.12.2014

Vikariat Brasilien

Blandina Spescha	Truns GB	1939	1963	28.11.2013